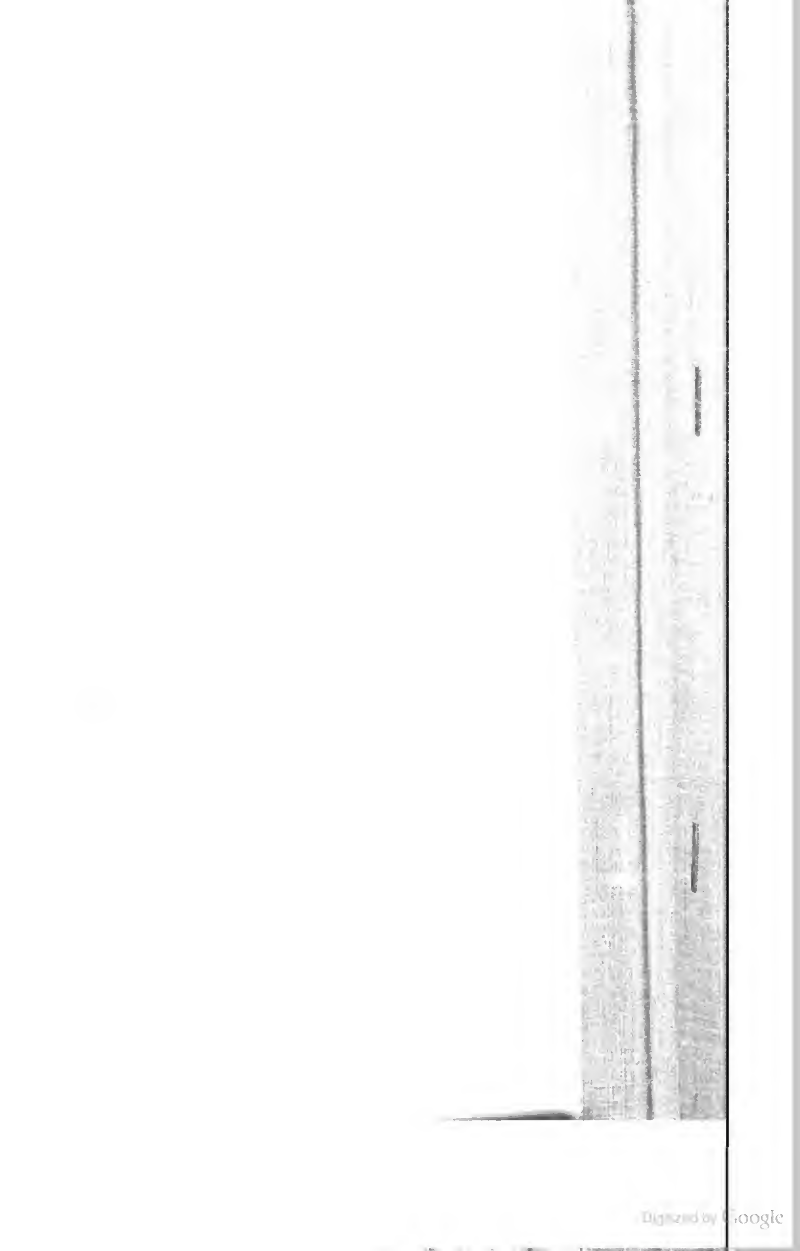
Richard Wagner und seine Dichtung von Rienzi bis zu Parsifal

Judith Gautier



Richard Wagner und seine Dichtung

von

Rienzi bis zu Parsifal

von

Judith Gautier.

Mit Bewilligung der Verfasserin übersetzt

von

Louise Welter.

Mit einem Autograph Richard Wagner's.



Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1883.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Vorwort.

Der Leser wolle freundlichst die ersten Seiten dieses Buches nur als ein Fragment der Memoiren betrachten, welche ich vielleicht eines Tages veröffentlichen werde, nicht, daß mein Leben der Mühe lohne, erzählt zu werden, sondern weil es oft dasjenige sehr berühmter Künstler gestreift hat. — Denn es handelt sich hier nur um einige, wie für mich selbst niedergeschriebene und in mehreren Jahren fortgesetzter Verbindung mit Richard Wagner, angesammelte Notizen.

Die in allen Sprachen, in allen Schreibweisen — sei es um ihn zu bekämpfen oder zu verherrlichen — über den Meister veröffentlichten Bücher würden eine Bibliothek füllen; das Verzeichniß allein dieser Kritiken, Studien, Biographien gäbe Stoff zu einem Bande; alles ist folglich über seine Niederlagen, seine Siege und über das, was man sein musikalisches System zu nennen beliebt, gesagt worden; es ist also unnütz es nochmals zu wiederholen. Zudem habe ich seit kurzem jedem Bekehrungsgedanken entsagt; nachdem ich lange gekämpft habe, höre ich in dem Augenblick, wo Vielen der Sieg wahrscheinlich scheint, zu ringen auf. Ich habe hierfür Gründe, die ich nur andeuten will, und welche für mich entscheidend sind.

Was ich so lange für gewöhnlichen und unvermeidlichen Widerstand gehalten habe, für instinktiven Haß, welchem Geistesneuerer in jedem Lande zuerst begegnen, ist, fürchte ich, in Frankreich mehr als das. Unser so lebhafter, leichter, so zur Spottsucht geneigter Geist, beraubt uns dieser unerläßlichen Fähigkeit zum Verständniß von Meisterwerken: Der Naivität. Wir können nicht umhin die Größe

der Empfindungen, die Erhabenheit, die edlen oder wilden Leidenschaften ein wenig lächerlich zu finden; was uns über alles gefällt, sind die anmuthige, witzige Kunst, mit einem Anflug von Sentimentalität, die feine Beobachtung und die Pfeile der Satire. Kein Volk kommt uns demnach auch gleich, sofern es sich um komische Opern, Lustspiele oder Sittenbilder handelt. Die Kunst ist uns vor allen Dingen eine Unterhaltung, das Ernste langweilt uns geradezu und wenn es zufällig vorkommt, daß ein Meisterwerk auf einer unsrer Bühnen zugelassen wird, so geschieht es nur aus Neugierde.

Giebt es in Paris — der Hauptstadt der Erde — ein Theater wo die Meisterwerke der gesammten Welt dargestellt würden? Calderon, Goethe, Schiller, Shakespeare, wer beschäftigt sich mit ihnen? Während alberne Feerien, elende Komödien, bei welchen das Spiel der Darsteller und die Persönlichkeiten, welche man darin zu erkennen glaubt, das einzige Verdienst ausmachen, während Scenen des schändlichsten Naturalismus jahraus jahrein gespielt werden, bringt es Othello mühsam bis zu zwanzig Vorstellungen. Man wird mir vielleicht einwerfen, daß der Franzose nicht reist und daß Werke, die nicht bei ihm entstanden sind, ihn nicht interessiren. Und Victor Hugo? Giebt es eine Art von Beleidigung und Schmach, die ihm in seinem Vaterlande erspart geblieben wäre? Es ist wahr, nach sechzig Jahren Ringens erstrahlt sein Ruhm endlich, prächtig und blendend. Und dennoch, wo ist das Theater Victor Hugo's? Hat die neue Generation je die größten Werke des Meister's darstellen sehen? Les Burgraves, Cromwell, le Roi s'amuse? Dies letztere Drama soll zwar nun endlich gespielt werden, — ist inzwischen am 21. Nov. 1882 geschehen — nachdem fünfzig Jahre seit der ersten Vorstellung verflossen sind!

Warum sollte man also hoffen, daß Richard Wagner mehr Glück habe, diese angeborene Antipathie des französischen Publikums für ernste Werke zu besiegen, als Shakespeare, welcher nach dreihundert Jahren noch nicht bei uns heimisch geworden ist und als Victor Hugo, der größte Ruhm Frankreich's? Wird der Zauber der Musik fähig sein, dieses Wunder zu vollbringen? Möglich, aber ich hoffe es nicht mehr.

V

Ein Erfolg des „Lohengrin“ in Paris ist wahrscheinlich, aber weiter werden wir nicht kommen. Weder das große skandinavische Heldengedicht, noch die übersinnliche Liebe von Tristan und Isolde, noch der Mystizismus des Parsifal werden bis zu uns gelangen. Deshalb entsage ich, da ich den großmüthigen Irrthum, an welchem ich so lange Zeit hartnäckig festgehalten, erkannt habe, dem unfruchtbaren Ringen und die Erfindung der Eisenbahnen segnend, begebe ich mich tapfer zu dem Berge, der nicht zu mir kommen soll.

Dies Buch wendet sich denn auch nur an die kleine Zahl der Eingeweihten, welche den geheimen Vorhof der neuen Kunst überschritten und die unvergleichliche Freude haben, ohne Rückhalt bewundern zu können, was der Bewunderung würdig ist; sie werden auf den nachfolgenden Seiten — abgesehen von einigen, vollständig nach der Natur entworfenen Charakterzügen des Meisters, geeignet irrige Vorstellungen zu verbessern, welche Phantasieportraits von ihm haben geben können — eine ausführliche Erklärung der Dichtungen finden und ganz besonders des Parsifal.

Mein einziger Ehrgeiz ist, der einsichtigen Minderheit, sowie es in meinen Kräften steht, nützlich zu sein, jener Minderheit, die für mich allein diese Welt ausfüllt und wie ich hoffe, allein die andere ausfüllen wird, wenn eine solche existirt; denn jetzt bin ich vollständig überzeugt, daß, wie Charles Baudelaire behauptet, das Paradies nur von einer kleinen Zahl Auserwählter gebildet wird.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Erster Theil.

Richard Wagner.



Am Abend der ersten Aufführung des „Tannhäuser“ zu Paris war es, als unter ziemlich sonderbaren Umständen in meiner Gegenwart zum ersten Male von Richard Wagner gesprochen wurde. Erst den Tag vorher aus der Pension Ferien halber zurückgekehrt, hatte ich, wenn von dem großen Kampfe, der sich um Tannhäuser entsponnen, in meiner Familie überhaupt gesprochen worden war, somit nichts gehört.

Ich ging zufällig mit meinem Vater am Abend dieser Vorstellung während eines Zwischenaktes durch die „Passage de l'opéra“, welche voller Leute war. Ein Herr, der meinen Vater grüßte, hielt uns an. Es war dies eine ziemlich kleine, magere Persönlichkeit mit hohlen Wangen, einer Adlernase, hoher Stirn und sehr lebhaften Augen.

Er fing von der Vorstellung, welcher er mit feindseliger Gehässigkeit, wilder Freude über den sich bestätigenden Mißerfolg beiwohnte, zu sprechen an, so daß ich wie getrieben durch ein unfreiwilliges Gefühl, das Schweigen und die Zurückhaltung, welche mein Alter mir auferlegten, plötzlich abwarf, um mit unglaublicher Unbescheidenheit auszurufen:

„Wenn man Sie hört, mein Herr, so erräth man sogleich, daß es sich um ein Meisterwerk handelt und daß Sie von einem Fachgenossen sprechen!“

„Nun, was fällt denn Dir ein, kleiner Nichtsnutz,“ sagte mein Vater, der schelten wollte, innerlich aber doch lachte.

„Wer ist das?“ fragte ich, als der Herr uns verlassen hatte.

„Hector Berlioz.“

Diesen Zwischenfall habe ich nie vergessen können und später habe ich in dieser Zornesanwandlung, welche mein junges Gewissen in so seltsamer Weise erregte, eine Art Vorgefühl zu

erkennen geglaubt, etwas, das mich ahnen ließ, daß ich diesen Künstler, dessen Namen ich zum ersten Male hörte, einst leidenschaftlich bewundern würde.

Es entsteht unbestreitbar im Augenblick, wo ein neuer Genius sich Bahn bricht, eine Schaar Auserwählter, berufen ihn zu verstehen, diese aufopfernde Schaar um ihn zu bilden, welche ihn vertheidigen, ihn trösten soll über den allgemeinen Haß, ihn stützen auf seinem Golgatha, indem sie ihm seine Göttlichkeit bekräftigt. Ohne Zweifel war es meine Bestimmung, eine Anhängerin dieses neuen Gottes zu werden, ihn zu verstehen und an ihn zu glauben, denn nichts noch irgend Jemand beeinflußte mich. Mein Glaube konnte des Weg's nach Damaskus entbehren.

Der Zufall spielte eines Tages die Partitur des „fliegenden Holländer" in meine Hände. Meine Musiklehrerin, die bei Flaxland Noten entlieh, hatte diesen Band nebst andern Stücken genommen, ohne zu wissen was er enthielt. Da er ihr hinderlich war, ließ sie ihn mir bis zur nächsten Stunde.

Ich hatte mir meine Lehrstunden schlecht genug zu Nutzen gemacht und war eine sehr mittelmäßige Klavierspielerin; dies hinderte indessen nicht, daß ich, während ich die Partitur, allerdings in höchst unvollkommener Weise zu entziffern mich bemühte, durch dieses Tonstück ganz außer Fassung gebracht wurde: eine Art plötzlicher Erkenntniß enthüllte mir, trotz meiner unzähligen Fehlgriffe, den Sinn und die Größe dieser Dichtung und dieser Musik. Ich konnte mich nicht losreißen vom Piano; ich wurde unausstehlich und meine Umgebung, ungeduldig geworden, strengte sich vergeblich an mir die Noten zu entziehen.

Von diesem Augenblick an hatte Richard Wagner eine Anhängerin mehr.

Als ich in den letzten Monaten des Jahres 1868 einige Artikel über seine Werke schrieb, kannte ich letztere erst sehr unvollkommen, durch mehr oder minder gute Ausführungen auf dem Piano und einige in den „concerts populaires" gehörte Bruchstücke. Daher erstaunte ich selbst über die Kühnheit, mit der ich diese Artikel an Wagner, der damals in Luzern wohnte, nebst einem Briefe geschickt hatte, in welchem ich ihn bat, mich mit einigen Rathschlägen zu unterstützen, um diese Artikel zu vervoll-

ständigen und zu verbessern. Wie ich glaube, wollte ich sie in einen Band vereinigen.

Ich hoffte und wartete mit großer Bangigkeit auf eine Antwort. Würde eine solche kommen? ich wagte nicht daran zu glauben und doch dachte ich an nichts anderes; der Schlaf floh mich und des Morgens überkam mich großes Herzeleid, wenn der Briefträger nichts brachte. Eines Tages indessen bemerkte ich den Poststempel von Luzern auf einem Couvert und eine nie gesehene Handschrift, die ich sofort erkannte.

Lange hielt ich diesen Brief, ohne ihn zu öffnen, in meinen Händen; ich empfand eine seltsame Erregung, eine Art Furcht. Wie hatte ich wagen können, mit echt französischer Unbesonnenheit und mich nur von meinem Gefühl leiten lassend, über die Werke dieses Künstlers zu schreiben, für welchen ich schon eine solche Begeisterung hegte, daß ich ihn mir als nach Art der Götter in einem unzugänglichen Olymp wohnend vorstellte.

War der Brief wirklich von ihm? Ich öffnete ihn endlich: vier Seiten, angefüllt mit einer eleganten, sehr leserlichen Handschrift und auf der letzten Linie — die magische Unterschrift! Dieser Brief begann folgendermaßen:

„Madame!

Sie können sich unmöglich vorstellen, welch' rührenden und wohlthuenden Eindruck Ihr Brief und Ihre schönen Aufsätze auf mich gemacht haben: empfangen Sie dafür meinen Dank und erlauben Sie mir, Sie der kleinen Zahl wahrer Freunde anzureihen, deren hellsehendes Mitgefühl meinen einzigen Ruhm ausmacht.

Ich habe nichts an Ihren Aufsätzen zu korrigiren, nichts Ihnen zu empfehlen. Nur habe ich bemerkt, daß Sie noch nicht genau die „Meistersinger“ kennen . . . .“

Es folgte hier eine sehr interessante Auseinandersetzung über die Introduktion des dritten Aktes der Meistersinger, welche Pasdeloup, Gründer der populären Concerte in Paris, die er noch heute allsonntäglich während der Wintermonate in dem „Cirque d'hiver“ vor tausenden von aufmerksamen Zuhörern dirigirt, kurze Zeit vorher in den „concerts populaires“ hatte

ausführen lassen. (Pasdeloup stammt von deutschen Eltern, sein Vater hieß noch Wolfgang [pas de loup]). Der Brief endigte wie folgt:

„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich gewagt habe — besonders mit Hülfe meines schlechten französisch — Ihre so tiefe und vertraute Kenntniß meiner Musik, durch welche Sie mich wahrhaft erstaunt und gerührt haben, zu vervollständigen.

Ich werde wahrscheinlich in kurzem nach Paris kommen, vielleicht noch in diesem Winter, und ich freue mich im Voraus auf das Vergnügen, Ihnen die Hand zu schütteln und Ihnen persönlich sagen zu können, wie wohl Sie gethan haben Ihrem sehr dankbaren und ergebenen

Richard Wagner."

Vergeblich erwartete ich diesen in Aussicht gestellten Besuch. Wagner kam jenen Winter nicht nach Frankreich und ist seitdem auch nicht dahin gekommen.

Es blieb nur ein Ausweg übrig, selbst nach Luzern reisen; aber wie würde man empfangen werden? Phantastische Märchen waren über Wagner im Umlauf. Man erzählte unter anderm, daß er in seinem Hause ein aus Frauen aller Länder, die in die prächtigsten Kostüme gekleidet seien, bestehendes Serail habe; aber daß es keinem Besucher gestattet sei, die Schwelle seiner Wohnung zu überschreiten.

Andrerseits schilderten ihn mir Personen, die vorgaben ihn sehr gut zu kennen, als einen ungeselligen, finstern, verdrießlichen Mann, der in ängstlicher Zurückgezogenheit lebte und in seiner Nähe nur zwei große, schwarze Hunde habe.

Diese menschenscheue Einsamkeit war zulässig und gefiel mir ziemlich; aber der Gedanke, daß ein Gefühl höflicher Dankbarkeit ihn veranlassen könnte, sie zu meinen Gunsten zu brechen, beunruhigte mich unendlich; aus diesem Grunde schrieb ich an den Meister einen sehr ausführlichen Brief, worin ich ihm sagte, daß ich auf einer Reise zufällig Luzern berühren würde und ihn bat, mir mitzutheilen, ob er in diesem Augenblick sich dort befände und mir erlaube, ihn zu begrüßen.

Auf diese Art konnte er nicht fürchten, daß sich die Störung über einen kurzen Besuch ausdehnen würde. Die Wahrheit ist,

daß der Zufall nichts mit dieser Reise zu thun und ich durchaus keine Eile hatte.

Der nachstehende Brief beruhigte mich vollständig:

„Madame!

Ich bin in Luzern und ich habe wohl nicht nöthig Ihnen zu sagen, wie sehr es mich freuen wird, Sie zu sehen. Nur möchte ich Sie bitten, Ihren Aufenthalt hierselbst etwas auszudehnen, damit das Vergnügen, das Sie mir gewähren, nicht zu rasch vorübergehe.

Ich nehme an, daß Sie der Gemäldeausstellung halber nach München gehen; da ich indessen muthmaße, daß es Ihnen angenehm sein würde, einige meiner Werke zu hören, will ich Ihnen mittheilen, daß die Aufführungen von Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und die Meistersinger im Monat Juni statt gehabt haben, daß das Theater gegenwärtig geschlossen ist und daß das Rheingold, wofern man es giebt, frühestens am 25. August aufgeführt wird. Aber ich hoffe, daß weder die Verlegung der Ausstellung (1. August), noch das Geschlossensein des Theaters Ihren Besuch in Luzern aufschieben werden. Gerade im Gegentheil, ich erwarte davon die Verlängerung Ihres hiesigen Aufenthalts und indem ich Sie bitte, mich gütigst den Tag Ihrer Ankunft durch ein paar Zeilen wissen zu lassen, wollen Sie die Versicherung meiner dankbaren Ergebenheit genehmigen.

Richard Wagner."

An einem herrlichen Nachmittag des Monats Juli 1869 kam ich in Luzern an. Beim Einfahren in den Bahnhof sah ich durch das Waggonfenster, als ich plötzlich auf dem Perron Wagner bemerkte. Er glich keineswegs den abscheulichen Photographien, die ich von ihm gesehen hatte. Indessen zögerte ich nicht, ihn zu erkennen und ging auf ihn zu.

Wir schüttelten uns stillschweigend die Hände und er betrachtete mich mit diesem durchdringenden Blick, der ihm eigenthümlich war und der auf dem Grund der Seele zu lesen schien. Ich fühlte keinerlei Verlegenheit in dieser Minute tiefsten Schweigen's, während welcher mein Herz sozusagen offen vor seinem Blicke dalag, sondern eine tiefe Bewegung, eine fast närrische Freude.

„Kommen Sie," sagte er, mir seinen Arm bietend; „wenn Sie nicht gerade auf Glanz sehen, wird Ihnen das Hotel du lac gefallen; ich habe daselbst Zimmer zurückgehalten."

Wir gingen nach dem Hotel, das ganz in der Nähe war, zu Fuße. Unterwegs hielt er einen Augenblick an und mit sehr ernstem, fast feierlichem Ausdruck sagte er:

„Ein sehr edles Gefühl verbindet uns Madame!"

Aber mit Heiterkeit nahm er einen Augenblick später, nachdem er mich beim Hotelier empfohlen hatte, von mir Abschied.

„Ich will mich auf Ihren Besuch vorbereiten," sagte er. „Kommen Sie sofort, sobald Sie ein wenig ausgeruht haben werden."

Von meinem Fenster aus sah ich ihn sich schnellen Schrittes entfernen, über die alte Brücke von Luzern gehen und in einen Nachen steigen. Später sagte er mir, daß es ihn gedrängt habe seiner Frau den Eindruck, den ich auf ihn gemacht, mitzutheilen, und der keineswegs so sei, wie er erwartet habe.

Bei Sonnenuntergang landete ich an Triebschen, Wagner's Villa am Luzernersee, jenem Fleck geweihter Erde, wo ich seitdem so herrliche Stunden verlebt habe.

Es war eine Art Vorgebirge, malerisch schön, das sich in den See hinein erstreckte; es gab weder Gitter noch Thor; der Garten hatte keine bestimmten Grenzen und dehnte sich ins unendliche, bis zu den benachbarten Bergen aus. Das Haus war äußerlich sehr einfach, grau mit einem Dache von dunklen Schiefersteinen; aber die innere Einrichtung, voller Geschmack und Anmuth, ließ die Hand einer Frau errathen.

Madame Wagner, blond, groß, graziös, mit einem reizenden Lächeln und blauen, sanften und träumerischen Augen, zeigte sich mir, umgeben von ihren Kindern. Die Sympathie, welche sie mir vom ersten Augenblick an einflößte, ist sich seitdem stets gleich geblieben: unsere schon alte Freundschaft wurde nie durch eine Wolke getrübt.

Der Abend war köstlich; der Meister entwickelte eine Lebhaftigkeit, Heiterkeit und unvergleichliche Laune. Ich hatte dieses Feuer, diese glücklichen Einfälle, diese Feinheit der Sprache nicht erwartet, welche wir gewohnt sind als das ausschließliche Eigenthum des Parisers zu betrachten und die bei ihm noch einen

ganz besondern Reiz durch den fremdländischen Accent — trotz der Geläufigkeit, mit der er das Französische sprach — und durch seine originellen und unvermutheten Redewendungen erhielten. Er sprach von Paris, wo er viel gelitten hatte, das er aber trotzdem liebte, und ohne irgend welche Bitterkeit von dem großen Streit um Tannhäuser. Ich erinnere mich unter anderen dieser Worte:

„Da das Publikum der Pariser Oper meine Musik nicht liebte, warum hätte ich sie ihm dennoch aufzwingen sollen?"

Die kleine Gruppe eifriger Anhänger, welche sich in Frankreich gebildet hatte, schien ihn lebhaft zu rühren; vielleicht gründete er eine geheime Hoffnung auf den Ton angebenden Geist der Franzosen.

Trotz seiner stets wachsenden Erfolge in Deutschland hatte er daselbst dennoch erbitterte Gegner und war den widrigsten Verfolgungen ausgesetzt. Die Presse beleidigte ihn unaufhörlich mit einer Grobheit, einer Heftigkeit, von welcher unsere skandalsüchtigsten Journale keine Ahnung haben. Die Verläumdung wurde soweit getrieben, daß Wagner sich gezwungen sah, das erste und letzte Mal in seinem Leben zu antworten.

„Ich habe," sagte er unter Anderm, „die Zeitungen von London und Paris sich ohne Mitleid über meine Werke und mein Streben lustig machen sehen; diese Werke wurden in den Staub getreten, man hat sie in den Theatern ausgepfiffen; es blieb mir nur noch übrig, meine Person, meinen innersten Charakter, mein Privatleben den öffentlichen Beleidigungen ausgesetzt zu sehen in dem Land, wo meine Werke bewundert waren und wo man meinen Bemühungen eine männliche Energie und eine hohe Bedeutung zuerkannte."

Der Adel und die Geistlichkeit hatten sich gegen ihn verbunden; was sie in ihm verfolgten, war der Revolutionär der Maitage von 1849, der große Denker, der Mann von kräftigem und energischem Handeln, der Vorkämpfer des Fortschritts und der Geistesfreiheit. In der That, welcher Haß! Verbannt, verfolgt, nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, hatte sich das Unglaubliche ereignet, daß in einem gegebenen Augenblick, er vielleicht

der einzige Deutsche war, der der Aufführung des Lohengrin nicht beigewohnt hatte!

Trotz der unerschütterlichen Zuneigung des Königs Ludwig des Zweiten war er, als ich ihn sah, moralisch aus Baiern verbannt. Das seit langer Zeit von ihm erträumte Theater, dessen Plan der berühmte Architekt Semper entworfen und welches der König in München errichten lassen wollte, hatte gedroht, die Stadt in Aufruhr zu bringen. In Folge dessen gab man den Plan auf und das Gypsmodell des Baues wurde unter den Dachraum des Palastes geschafft; aber Wagner hörte nicht auf, daran zu denken und wer weiß, ob in diesem Augenblick nicht Paris das Ziel seiner Träume war.

Er arbeitete damals am Siegfried, dem dritten Theile der Nibelungen. Ich sah das Manuskript auf seinem Arbeitstisch, in einem kleinen Nebengemache des Salons.

Dortselbst war ein Portrait des königlichen Freundes, schön wie ein Held der Eddasage. Man erzählte mir, daß er zuweilen von München auf einige Tage nach Tribschen käme und daß man ihm alsdann in diesem Zimmer sein Bett herrichte.

Es giebt nichts rührenderes, als jene begeisterte Zuneigung, die der junge König für das Talent hegt. Er erschien ihm wie ein rettender Engel, im Augenblick, wo Alles ihn verließ.

„Was soll ich Ihnen sagen?“ schrieb Wagner kurze Zeit nach seiner ersten Begegnung mit dem König an einen Freund. „Das Undenkbarste und dennoch das Einzige, das mich retten konnte, hat sich ereignet. Im Jahre der ersten Aufführung meines „Tannhäuser“ hat eine Königin den guten Genius meines Lebens zur Welt gebracht, der mir später in meiner tiefsten Betrübniß Heil und Tröstung bringen sollte: es will mir scheinen, als sei er mir vom Himmel gesandt worden!“

Der König mußte indessen für seinen großen Freund kämpfen; denn der ganze Hof war ihm feindlich gesinnt und der Kampf nicht ohne Gefahr für den erst kürzlich gekrönten Jüngling; aber nichts konnte sein Herz abtrünnig machen. Man rächte sich an ihm dadurch, daß man verschiedene mehr oder weniger alberne Märchen erfand, worüber er sich wohl wenig Sorgen machte. Seine einzige und unverzeihliche Sonderbarkeit ist die, außeror-

deutlich intelligent zu sein und das Studium von Meisterwerken den frivolen und gehaltlosen Vergnügungen der Welt vorzuziehen.

Während zweier Wochen verbrachte ich meine Nachmittage und Abende auf diesem reizenden Fleckchen Erde — in Tribschen; denn ich hatte das Glück, daselbst sehr bald wie eine Freundin betrachtet zu werden. Die Herzen verstehen sich sehr rasch, wenn die Geister eins sind und meine Zuneigung für meine Wirthe kam bald der Bewunderung gleich, die der Künstler mir eingeflößt hatte.

Ausgenommen den großen schwarzen Hund, war an der Auskunft, die man mir über das Privatleben Wagner's gegeben hatte, nichts Wahres. „Rus" war ein schöner Neufundländer, der mich oft ganz allein in dem „Hotel du lac" besuchte.

Wenige Besucher betraten das Haus des Meisters; er kannte Niemand in Luzern und diese Stille war seiner Arbeit günstig; ich sah ihn also nur in seiner Familie, in der ganzen Einfachheit seines Lebens und ich konnte mir ein genaues Urtheil über seinen Charakter bilden.

Was mich beim ersten Begegnen an diesem mächtigen und eigenwilligen Kopfe, neben dem außergewöhnlichen Glanz des Auges und der Schärfe des Blicks am meisten frappirte, war der Ausdruck unendlicher Güte, der die Lippen umspielte und welchen keines seiner Portraits ahnen ließ.

Diese gleichsam göttliche Güte sah ich von ihm in jeder Minute ausstrahlen; sie war erkenntlich an der Verehrung, die er nicht nur seiner Familie einflößte, sondern Allen, die ihn umgaben; das Personal seines kleinen Gutes mißbrauchte sogar diese Milde: es vermehrte sich nach und nach durch mehr oder weniger nahe Verwandte, die zu Besuch gekommen, ganz dort blieben.

In dem Maße, als ich den Meister besser kennen lernte, konnte ich bei jeder Gelegenheit jene wunderbare Herzlichkeit sich bestätigen sehen, die bei ihm nichts gemein hat mit der banalen Menschenfreundlichkeit, der wir so oft begegnen und die meistentheils nur theoretisch ist. Ein Franzose, der Graf von Gobineau, sagte von Wagner: „Er kann niemals ganz glücklich sein, denn stets wird er Jemanden um sich haben, dessen Schmerz er theilen muß."

Eines Tages fragte ich ihn, ob er irgend welchen Plan für

die Zukunft seines Sohnes, der damals gerade geboren war, habe?

Für's erste, sagt er, habe ich den Ehrgeiz, ihm eine sehr bescheidene Rente zu sichern, die ihn unabhängig macht, damit er vor diesen erbärmlichen Verdrießlichkeiten bewahrt bleibe, durch welche ich so grausam gelitten habe; ferner möchte ich, daß er etwas Chirurgie erlerne, gerade eben genug, um einem Verwundeten beistehen, einen ersten Verband anlegen zu können. Ich war so oft über meine Unfähigkeit untröstlich, wenn ein Unfall sich in meiner Nähe ereignete, daß ich auf die Weise ihm einen solchen Gram zu ersparen trachte; im Uebrigen werde ich ihn vollständig seiner Neigung folgen lassen.

Madame Wagner erzählte mir, daß die Komposition der Meistersinger während langer Monate durch den Umstand liegen geblieben sei, weil Wagner, der damals in Zürich wohnte, einen elenden Hund, der krank und verlassen umherirrte, aufgenommen und versucht hatte, ihn zu heilen. Eine Bißwunde, die der Hund ihm an der rechten Hand beigebracht, war so schmerzlich geworden, daß er dadurch am Schreiben vollständig verhindert wurde. Musik kann man nicht diktiren; er war also auf die Unthätigkeit angewiesen, die seine Geduld auf eine harte Probe stellte; aber der Hund wurde deshalb nicht weniger gut gepflegt.

Nichtsdestoweniger muß ich zugeben, daß der Charakter Richard Wagner's bisweilen eine Heftigkeit und Härte zeigte, die die Veranlassung sind, daß er so oft verkannt wurde, aber nur von Denjenigen, die nach der Aeußerlichkeit der Dinge urtheilen. Nervös und reizbar über alle Maßen, wurden die Gefühle, die ihn bewegten, immer auf die äußerste Spitze getrieben; ein leichter Kummer kam fast der Verzweiflung gleich, die geringste Aufregung hatte den Anschein der Wuth. Diese wunderbare Organisation von so feiner Empfindsamkeit war furchtbaren Vibrationen unterworfen; man fragt sich oft, wie er denselben widerstehen konnte; ein Tag des Kummers alterte ihn um 10 Jahre, war aber die Freude wieder zurückgekehrt, dann schien er den Tag darauf jünger als je zuvor. Immer aufrichtig, sich jeder Sache vollständig hingebend, aber dennoch sehr beweglichen Geistes, waren seine Meinungen, seine Ideen, sehr eigenmächtig im ersten Augenblick, dennoch nicht unwiderruflich;

Niemand wußte besser als er, einen Irrthum einzugestehen; nur mußte man die erste Hitze vorübergehen lassen.

Nicht selten begegnete es ihm, daß er durch die Offenheit, das Ungestüm seiner Ausdrucksweise, seine besten Freunde beleidigte, ohne es zu wollen; immer zu weit gehend, überschritt er das Maß und war sich des Kummers, den er verursachte, nicht bewußt. In ihrer Eigenliebe verletzt, tragen viele schweigend die Kränkung davon, die sich in Groll verwandelt und verlieren so eine kostbare Freundschaft; hätten sie dagegen auf das Unrecht, das man ihnen that, aufmerksam gemacht, sie würden bei dem Meister ein so aufrichtiges Bedauern bemerkt, er würde sich mit so wahrer Herzlichkeit bemüht haben, sie zu trösten, daß ihre Liebe zu ihm dadurch sicher gewachsen wäre.

„Die zweite Regung ist bei Wagner die Güte," sagte von ihm ein französischer Violoncellist, ein Künstler von großem Verdienst, ein geistvoller Mann, der einer der Bevorzugten des Meisters war und der Alles verlassen hatte, um dem Orchester in Bayreuth beizutreten.

Trotz dieser Derbheit der Manieren konnte Wagner, wenn er wollte, wahrhaft hinreißend sein; nichts kommt dem Zauber gleich, den er auf die unter seiner Leitung arbeitenden Musiker ausübt; das feindseligste, widerspenstigste Orchester wurde nach einigen Tagen begeistert; ebenso war es mit den Sängern, welchen er grenzenlose Hingabe einflößte. Der berühmte Opernsänger Schnorr, der Schöpfer der Rolle des Tristan, in welcher er unerreichbar war, rief, als er den letzten Seufzer aushauchte: „Mir sollte es also nicht vergönnt sein, den Siegfried zu singen!"

Er sehnte aus diesem Leben nichts zurück, als die Ehre, die Werke Wagner's darzustellen.

Eine der bemerkenswerthesten Thatsachen bei Wagner ist die joviale Heiterkeit, der er sich oft hingab; diese gute Laune, voller Reiz, konnte durch sein oft kummervolles Leben nicht untergraben werden. Seine anziehende und gelehrte Plauderei wurde plötzlich, ohne jeden Uebergang, voller Laune und Phantasie. Er erzählte in humoristischer Weise, mit feiner Ironie, die nur ihm eigen war.

Während meines Aufenthaltes in Luzern setzte er mich noch durch seine Geschicklichkeit in Körperübungen, seine außerordentliche

Gelenkigkeit in Erstaunen; er stieg auf die höchsten Bäume seines Gartens, zum großen Schrecken seiner Frau, die mich bat, ihm nicht zuzusehen, denn, sagte sie, wenn man ihm den geringsten Beifall zollt, ist es unmöglich, ihn von seinen Thorheiten zurückzuhalten.

Er arbeitete damals sehr regelmäßig und stand Morgens zeitig auf; um zwölf Uhr war er frei, machte weite Spaziergänge oder erholte sich durch Lektüre, denn alle Litteraturen interessirten ihn und er las ungeheuer viel.

In diesen Stunden der Ruhe und der Sammlung hatte er Augenblicke göttlicher Zufriedenheit. Eine unvergleichliche Milde umschwebte alsdann seine Züge, das Gesicht überzog eine Blässe, die indessen nichts krankhaftes hatte, es aber wie mit einer leichten Wolke zu umschleiern schien. Nichts störte noch bewegte ihn in diesen Augenblicken, man fühlte ihn allein mit sich selbst in Gegenwart seines Traumes und man dachte im Stillen an einen prächtigen, den Himmel wiederspiegelnden See.

Diese friedliche Träumerei habe ich nie ohne Bewegung, ohne den lebhaften Wunsch betrachtet, daß nichts sie stören, sie zerstreuen möge; aber um die Aufregung herbeizuführen, bedurfte es wenig, der geringste Hauch genügte: glücklich, wenn der Sturm sich nicht entfesselte!

Leider hat Wagner nie das so vernünftig egoistische Gefühl — die höfliche Gleichgültigkeit — kennen gelernt.

Vor meiner Abreise von Luzern wollte er einen mehrtägigen Ausflug organisiren, um uns das Land Wilhelm Tell's zu zeigen. Mit Tagesgrauen wurde aufgebrochen und der Wagen fuhr eben den Vierwaldstättersee entlang, als die Sonne aufging.

Ich erinnere mich, daß ihr Licht einen Strahl auf die Lippen des Meisters warf, als er mit uns sprach. Es handelte sich von Mendelssohn: „Er ist ein großer Landschaftsmaler," sagte er. Ich muß gestehen, daß ich die Gegend, die wir besuchten, sehr schlecht betrachtet habe. Das Einzige, dessen ich mich noch undeutlich erinnere, war bei dem ersten Halteplatz eine Forelle, worüber Wagner einen schrecklichen Witz machte, den ich nicht übersetzen will, dann ein Dampfboot, das uns nach Zürich brachte, wo der Meister von der Bevölkerung wie ein geliebter König

empfangen wurde, eine Bergbesteigung und eine Nachenfahrt; was dagegen in meinem Gedächtniß unauslöschlich bleiben wird, sind der Reiz jener Tage, die in so rühmlicher Umgebung verbracht wurden, die so sanfte Heiterkeit und Einfachheit, die aufmerksame Sorge, diese Kunst, Alles zu unserer größten Annehmlichkeit zu veranstalten. Er war immer der Erste aus dem Bette und weckte die Faulen, indem er die Marseillaise sang und dazu auf den Thüren trommelte.

Als wir wieder zurück in Luzern waren, gestand Wagner, daß er während des größten Theils der Reise leidend gewesen, aber daß er sich wohl gehütet habe, davon etwas zu sagen, aus Furcht, unser Vergnügen zu verderben.

Mit wahrhaftem Bedauern nahm ich endlich von meinen Wirthen Abschied; indessen tröstete mich ein wenig das Versprechen, das auch treulich gehalten wurde, daß man mir oft Nachricht von Tribschen geben würde.

Im folgenden Jahre, 1870, kehrte ich dorthin zurück und ich war in Luzern als der Krieg ausbrach. Es war unzweifelhaft, daß Wagner mit seinem leidenschaftlichen Charakter durch die Ereignisse lebhaft erregt werden mußte. Der Gedanke der deutschen Einheit mußte ihn hinreißen und ich gestehe, daß ich ihn weniger gern gehabt hätte, wenn er nicht, gleich uns Allen, in diesem entscheidenden Augenblick der Begeisterung für das Vaterland erlegen wäre.

Jedoch wurde es ausgemacht, daß wir die brennenden Fragen, in denen wir nicht übereinstimmen konnten, nicht berühren, sondern daß wir klugerweise auf dem Gebiet der Kunst, wo wir uns so gut verstanden, bleiben würden.

Auf diese Art konnten die Ereignisse, die uns zu Feinden machten, unsre Freundschaft nicht erschüttern.

Der letzte Brief, den ich nach meiner Rückkehr nach Paris von ihm erhielt, datirte vom fünften September. Er gab mir Nachricht von der Taufe seines Sohnes, dessen Pathin ich geworden war; aber ach! aus der Ferne.

„Im Augenblick der Einsegnung," schrieb er, „brach ein Gewitter mit Blitzen und furchtbaren Donnerschlägen los. Es scheint als ob die Donnerschläge in dem Leben dieses wilden

Jungen eine Rolle spielen sollten. Aber während ich jene Zeichen des Himmels liebe, habe ich eine Abneigung gegen diese irdischen Schläge, die uns Ihrer Gegenwart beraubt haben.

Ich bewahre unser mit so gutem Verständniß verabredetes Schweigen. Ja, glücklicherweise giebt es eine Sphäre des Daseins, wo wir eins sind und stets eins bleiben werden. Alles was uns trennt, selbst in unsern Urtheilen über Dinge, die jener Sphäre angehören, kann nur dazu beitragen, uns mit der Zeit mehr und unlöslicher zu nähern."

Als der schreckliche Krieg beendigt war, fanden wir uns mit denselben Gefühlen und jeder nach wie vor seine politischen Meinungen für sich bewahrend, wieder zusammen.

Im Jahre 1872 wurde Luzern mit Bayreuth vertauscht. Der große Plan des seit so langer Zeit von Wagner erträumten und nach seiner Idee auszuführenden Theaters, sollte sich endlich verwirklichen.

Am 22. April schrieb mir Madame Wagner:

„Ein letztes Wort von Tribschen, liebe Freundin, das wir mit schwerem Herzen verlassen und ich mit sorgenvollem Geiste. Morgen begiebt sich Wagner nach Bayreuth, ich folge ihm mit den Kindern und Rus in acht Tagen. Ohne Sie unsrer Erinnerung und unsrer Theilnahme versichert zu haben, wollten wir nicht abreisen . . ."

Die feierliche Grundsteinlegung des Theaters fand am 22. Mai desselben Jahres zu Bayreuth statt. Der König schickte bei dieser Gelegenheit an Wagner folgende Depesche:

„Mit tiefbewegtem Herzen bringe ich Ihnen, lieber Freund, an diesem Tage hoher Bedeutung für ganz Deutschland, meine wärmsten und aufrichtigsten Glückwünsche dar. Heil und Segen dem großen Unternehmen des kommenden Jahres! Heute mehr als je bin ich eine Seele mit Ihnen. Ludwig."

Der schönste Theil der Feste, die der Grundsteinlegung folgten, war die Aufführung der Symphonie mit Chören von Beethoven, welche Wagner persönlich dirigirte, und das deutsche Publikum, das hierin Kenner ist, wurde von diesem unnachahmlichen Vortrag vollständig begeistert.

„Wir finden keine Worte und unsern Dank und unsre Bewunderung für die Art und Weise auszudrücken, mit der Wagner die Werke Beethoven's interpretirt," schrieb die Berliner Musikzeitung. „Nie haben wir ein bis zu diesem Grade sich hingebendes Orchester gehört und wir fügen unsern Theil Begeisterung der des entzückten Auditorium's bei."

Richard Pohl, ein bekannter Schriftsteller, äußerte:

„Richard Wagner, der stets ohne Noten dirigirt, da er die Partitur auswendig weiß, übt einen wunderbaren und magnetisirenden Zauber auf sein Orchester aus; er zwingt es, seinen Willen zu erfüllen, macht aus ihm, was ihm gefällt, stets in der festen Ueberzeugung Gehorsam zu finden; jeden Musiker feuert er an, reißt ihn hin und bleibt stets in sympathischer Fühlung mit der gesammten Kapelle. Alle errathen sozusagen seine Gedanken. Wie mit einem riesigen Instrument spielt er mit dem Orchester mit einer Sicherheit, die ihn nie verläßt, mit einer Oberherrschaft, vor der Alle sich mit Freude neigen. Ohne ihn gesehen zu haben, kann man sich keine Vorstellung hiervon machen. Dieser Zauber ist ebenso einzig, wie die unvergleichlich künstlerische Natur Wagner's."

„Unser Fest ist vorüber," schrieb mir einige Tage später Madame Wagner, „und trotz des schlechten Wetters ist es herrlich gewesen. Das Lied Beethoven's „Alle Menschen werden Brüder" hat sich während jener Tage zu Bayreuth verwirklicht, wohin aus allen Enden der Welt unsere Freunde, bekannte oder unbekannte, zusammenströmten, alle denselben Gedanken, denselben Glauben mitbringend . . . ."

Im Jahre 1876 war das Theater beendigt und jenes kolossale Werk — der Ring des Nibelungen — studirt und in Scene gesetzt. Die Herrscher, die Künstler aller Länder, eine begabte Menge strömte nach Bayreuth, das sie nicht fassen konnte, man mußte in den Straßen lagern.

Diese vor einigen Jahren noch ganz unbedeutende, kleine Stadt, die durch die Laune eines Künstlers plötzlich berühmt geworden, liegt versteckt hinter den rauhen Bergen Oberfrankens; Fichtenwälder, eilende Bäche, große, durch bläuliche Hügelketten, die in den nebligen Himmel hineinragen, begrenzte Wiesen, lange,

von Pappeln eingefaßte Verkehrsstraßen, auf denen man paarweise an einander gebundene Ochsen treiben sieht, deren kupfernes Joch ihnen wie eine Krone kleidet, dies sind die Umgebungen der gewöhnlich so ruhigen Stadt, die aber plötzlich, sobald das Theater, das einfach und erhaben auf einem Hügel erbaut ist, seine Thore geöffnet hat, die Kaiser, Könige und Fürsten aller Länder herbeieilen sieht, und von einer glücklichen Menge belebt wird, welche von den aus ihrer Ruhe aufgerüttelten Gastwirthen gehörig geprellt werden.

Da ich grade von Wirthen spreche, will ich eines höchst charakteristischen und vollkommen wahren Vorfalls gedenken, der sich in München ereignet hat. Die Hotelbesitzer dieser Stadt, nachdem sie sich zuvor vereinigt und verständigt hatten, offerirten Wagner das projektirte Theater öffentlich auf ihre Kosten zu erbauen, aber in München und nicht in Bayreuth. Sie sagten sich, daß dies für sie ein ausgezeichnetes Geschäft werden müsse. Gleich wie man den Lauf eines Flusses abwendet, so wollten sie die Fluth der Besucher nach München leiten, aber der Meister hat Bayreuth vorgezogen und das Anerbieten abgelehnt.

Wahnfried!

Dies ist der Name der Villa Wagner's zu Bayreuth.

Wahnfried! Wort voll schwermüthigen Zweifels, welches lange nachdenken macht. Auf der Höhe des Ruhmes, verehrt fast wie ein Gott, wollte er, dessen Leben so gequält und mühsam gewesen ist, sich überzeugen, daß er sich endlich einen Zufluchtsort, geschützt vor jedem Angriff, geschaffen habe, wo er fernerhin in Frieden leben könnte; aber er selbst wußte wohl, daß er sich etwas einredete. Kann es für einen Geist, wie den seinigen, Ruhe geben, welchen ein unwiderstehlicher Trieb stets vorwärts, immer höher drängte? Einbildung! Thorheit! so sich das Ziel stecken zu wollen, seinen Leichenstein zu meißeln und sein Grab zu graben, wenn soviel Wünsche noch gähren und soviel Pläne entstehen, die, einmal erreicht, ihrerseits wieder unbefriedigt lassen.

Die nordischen Märchen, die nebelhafte Mythologie waren rührend und großartig; aber das ist nicht alles, der Orient blieb noch zu erobern: Persien, Indien, die Herrlichkeiten des Ramajana und die sanften Worte Buddah's, der nachdenkt; aber wie ist es möglich, durch die Hülle des Nebels, den die miß-

muthigen Nornen über uns're kalten Länder breiten, diese lichtvollen Schöpfungen zu erfassen? hierzu bedarf es der Sonne, der wahren Sonne, die Licht und Wärme im Ueberfluß verbreitet, die herrliche Blüthenpracht und die Riesenwälder gedeihen läßt. Nun denn! Indien ist ja am Ende nicht so weit!

Nach der Angabe Wagner's aufgeführt, steht das Haus am Ende einer langen Allee; es ist aus röthlich grauen Steinen erbaut, fast viereckig und, abgesehen von der Giebelfreske, die eine Scene aus den Nibelungen darstellt, ohne jeglichen Schmuck. Eine grade Treppe führt zur Thüre, die auf ein kleines Vorzimmer öffnet, von welchem man in eine geräumige, sehr hohe, von oben erleuchtete Halle gelangt; etwa in der Höhe des ersten Stockes ist dieselbe von einer Gallerie umgeben, welche mit Gemälden, Ansichten aus dem Orient darstellend, geschmückt ist. Der Boden ist mit Fließen belegt, einige Divans in den Ecken, Marmorstatuen der Helden Wagner's (Werke begeisterter Bildhauer), und eine große amerikanische Orgel mit Kupferröhren vervollständigen die innere Einrichtung der Halle.

Zur Rechten befindet sich der Speisesaal, zur Linken ein kleiner, sehr koketter Salon voller Kunstgegenstände, geradeaus der große, sehr geräumige und prächtige Gesellschaftssaal, zugleich Salon, Bibliothek und Arbeitszimmer; sie endigt durch ein mit Scheiben versehenes Rundgebäude, das auf den Garten, wo ein Springbrunnen plätschert, hinausgeht.

Das Theater, von sehr einfacher Bauart, ist vor der Stadt auf einem Hügel gelegen und erinnert ein wenig an den Pariser Trocadero.

Als ich es zum ersten Male so majestätisch auf der Höhe liegen sah, beleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne, als ich diese andächtige Menge langsam von allen Seiten zu dem Tempel der Kunst herbeikommen sah, konnte ich mich der Freudenthränen nicht erwehren. Der Lebenstraum dieses Künstlers hatte sich also endlich verwirklicht! Jene Masse, die ihn so sehr gequält hatte, eilte nun herbei, um ihm zuzujauchzen, mit nie dagewesener Begeisterung. Er, der so verfolgt worden war, genoß noch lebend der Verherrlichung!

An seinem Wesen hatte dieser neue Abschnitt seines Lebens

nichts geändert; der unermeßliche Triumph blendete ihn nicht; schien sogar keinen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Die Niebelungen schienen schon fern von seinem Geiste, der über neue Schöpfungen nachdachte.

Das Theater zeigte er mir in allen seinen Einzelheiten, von dem unsichtbaren Orchester, das sich unter der Bühne hinzog, bis zu dem Mechanismus, der die Rheinnixen wie schwebend hielt. Und als wir über Dekorationsstücke kletterten und in die untersten Räume hinabstiegen, konnte ich bemerken, daß der Meister nichts von seiner früheren Gelenkigkeit verloren hatte.

Diejenigen, die jenen bewunderungswerthen Aufführungen von 1876 beigewohnt haben, wo alles von Wagner vorbereitet und geleitet wurde, werden sie nie vergessen. Seit den großen theatralischen Festen des alten Griechenland hatte sich eine solche Feierlichkeit nicht wiederholt, und sie wird in der Zukunft für die Kunstgeschichte ein Hauptereigniß bleiben.

Diese aus dem Gedächtniß niedergeschriebenen Seiten will ich durch die Erzählung meines letzten Besuches beim Meister, von meinem Reisetagebuch abgeschrieben, endigen.

Bayreuth, 29. September 1881.

Mit lebhaftem Herzklopfen treten wir von neuem über die Schwelle dieser Wohnung, die für uns trotz des herzlichen Empfangs, der uns stets erwartet, ein geheiligter Ort bleibt, etwas wie das Allerheiligste, wo man nicht ohne eine gewisse fromme Furcht eindringt.

Im Salon, der durch einen Sonnenstrahl belebt wird, ist die ganze Familie versammelt. Liszt, der einige Wochen unter seinen Enkelkindern zubringen will, ist herrlich mit seinen langen, weißen Haaren, seinen buschigen Augenbrauen, unter welchen die Augen gleich den eines Löwen hervorblitzen. Mein Taufpathchen ist schon groß, er hat eine hohe Stirn und blaue Augen von ausgezeichneter Sanftmuth.

Der Meister kommt vom Garten herein. Immer derselbe! Eher verjüngt! Wahrlich, die Unsterblichen trotzen der Zeit.

Er empfängt uns mit jener rührenden Herzlichkeit, die ihn in Gegenwart derjenigen seiner Getreuen überkommt, von welchen er sich wahrhaft geliebt weiß; denn von der egoistischen Unem-

pfindlichkeit, die so oft große Männer, wenn sie einen gewissen Grad des Ruhms erreicht haben, befällt, hat er nichts; er ist eher, wie wir es schon gesagt haben, zu gefühlvoll, er läßt sich von der momentanen Heftigkeit seiner Gefühle hinreißen, und die einzige Sorge, die er seiner Familie, die nur für ihn lebt, verursacht, kommt gerade von dieser Heftigkeit in seinem Leid, seinen Freuden, wie in seinem Zorn, welcher eine weniger stählerne Natur als die seinige, nicht widerstehen würde. Manchmal kann er vergessen, vollständig seine Meinung ändern, lieben, was er vorher verabscheute, und immer thut er es mit derselben Aufrichtigkeit.

Wir gehen in das Speisezimmer hinüber. Der Meister ist jetzt voll launischer Heiterkeit, er drückt sich im Französischen mit ein wenig Schwierigkeit aus, was ihn indessen nicht hindert, das Wortspiel wie kein And'rer zu handhaben.

Jedoch können wir, als er uns von seiner Reise nach Neapel und Venedig erzählt und von dem Vergnügen, das ihm Italien bereitet hat, in ihm ein Sehnen nach der Sonne und nach neuen Horizonten wahrnehmen; er denkt an Griechenland, den Bosporus und Indien!

Wahnfried! Wahnfried!

Eine Sache verdrießt ihn indessen außerordentlich, es ist die Instrumentirung des Parsifal; er klagt, noch keine jungen Künstler gebildet haben zu können, die fähig wären, ihm in dieser Arbeit beizustehen; aber es ist Koketterie, er weiß wohl, daß dies unmöglich ist.

„Wenn man jung ist," sagt er, „wenn die Nerven noch nicht ermüdet sind und man noch mit einer gewissen Leichtigkeit die Partituren schreibt (selbst die des Lohengrin), ohne alle Hülfsmittel des Kolorits und der Kombination zu kennen, diese Arbeit ist nicht vergleichbar, mit der, welche neue Werke verlangen und die man im reifen Alter schreiben muß. Jedoch hat Auber bis zu 84 Jahren ohne Ermüdung geschrieben, aber ohne seine Art und Weise zu ändern."

Liszt erzählt einen Witz Auber's, welchem man einen jungen Musiker vorstellte, dessen Talent zu Hoffnungen berechtigte.

„Sind uns'rer nicht genug?" rief der Maëstro.

Sodann spricht er von einem neuen fünfsaitigen Kontrabaß, der noch tiefere Töne, als der seither gebräuchliche hervorbringen soll. Wagner erzählt, daß er einen Herrn, der ihm eine derar-

tige Erfindung zur Einsicht vorlegte, zum Teufel geschickt habe. Mendelssohn hat indessen schon etwas ähnliches versucht und eine hübsche Wirkung damit erzielt.

Man wirft uns vor, nicht einen Monat früher gekommen zu sein, zur Zeit, wo sich das Haus voller Sänger befand, an welche die Rollen des Parsifal vertheilt waren, und die die ersten Studien begannen.

Um uns zu trösten, verspricht Wagner uns einige Stellen daraus hören zu lassen; aber wie er behauptet, spielt er ziemlich schlecht, und es wird niemals dieselbe Sache sein.

Man beschließt, den nächsten Tag in's Theater zu gehen, um die Modelle der Dekorationen zu sehen, wenn der Maschinist, welchen man erwartet, angekommen ist, um sie aufzustellen.

30. September.

Zeitig sind wir heute an der Villa Wahnfried. Die Gartenthür ist niemals fest verschlossen und ohne Jemanden zu stören, wollen wir eine einsame Promenade durch den Garten machen.

Lange Gelände junger Weinstöcke, schon geröthet durch den frühzeitigen Herbst, begrenzen an beiden Seiten die nach dem Hause führende Allee: es ist fast finster unter ihrem Schutze; dies Laubdach ist jedoch stellenweise durchlöchert und die welken Blätter rascheln unter dem darüber eilenden Fuß. Der zwischen diesen Geländen und der mittleren Allee sich ausbreitende Platz ist für den Gemüsegarten reservirt, aber der Boden scheint nicht sehr fruchtbar zu sein. Wir gehen bis zum Treibhaus, wo schon geheizt wird; alle empfindlichen Blumen sind hineingebracht. Einige ausländische Pflanzen, zur Zierde des Salons bestimmt, die aber anfingen zu welken, stehen hier wie in einem Krankenhaus.

Dem Treibhaus gegenüber, auf der andern Seite des Hauses, lassen Thierstimmen und Flügelschläge den Hühnerhof errathen; er ist geräumig und sehr zierlich: man glaubt einen Theil des jardin d'acclimatation zu sehen. Pfauen, Silberfasane, ausländische Hühner, ein Taubenschwarm bevölkern ihn, das Messer des Kochs nicht fürchtend; denn hier werden sie ebenso heilig gehalten, als ob sie sich in der Umfriedigung eines bramahnischen Tempels tummelten.

Der Vergnügungsgarten breitet sich vor dem Salon im Um-

kreis des Springbrunnens aus; hübsche Rasenplätze, Rosenbeete, alle Arten Blumen, von denen aber viele schon durch den Frost gelitten haben. Wie von einer Mauer wird dieser freie Raum von einem dichten Gehölze umgeben. Unter seinem Schatten nähern wir uns jenem Grab, von welchem man schon so viel gesprochen hat, und das der Meister zugleich mit seinem Hause errichten ließ. Es ist vollständig von dem dichten Buschholz umgeben und ohne Ausgang; nur wenn der Herbst die Bäume entblättert, bemerkt man durch das Gewirr der Zweige eine große, graue Marmortafel, von dicht in einander greifendem Dornengebüsch bedeckt.

Ein zierliches, zweistöckiges Gartenhaus, eine Turnhalle für die Kinder, halbkreisförmige Rasenplätze mit Steinbänken sind hier und dort in diesem Gehölz verstreut, das sich bis zu einer Thür erstreckt, die in den Park der königlichen Residenz öffnet.

Die tönende Glocke ruft uns nach dem Hause zurück.

Der Meister hat seine Morgenarbeit vollendet und zeigt uns auf dem Tische die wohlgefüllte Seite.

Sein Leben ist sehr regelmäßig, besonders wenn er, wie in diesem Augenblick, eine eilige und ermüdende Arbeit vorhat; er steht um 6 Uhr auf, legt sich aber nach seinem Bade wieder und liest bis 10 Uhr; von 11 bis 2 Uhr ist er bei der Arbeit; nach dem Diner ruht er einen Augenblick aus, immer in Gesellschaft eines Buches; von 4 bis 6 Uhr macht er eine Promenade im Wagen, dann arbeitet er wieder bis um 8 Uhr, der Zeit des Abendessens; der Abend wird gewöhnlich sehr heiter in der Familie zugebracht und vor 11 Uhr ist Jedermann zu Bette.

Liszt erzählt bei Tische, daß Darwin sich als Anhänger der Vivisektion erklärt habe, daß aber dieses abscheuliche Verfahren gerade in England soeben untersagt worden sei.

Man weiß, daß Richard Wagner einer der wärmsten Vertheidiger der unschuldigen Opfer der grausamen Neugierde der Gelehrten ist; vor einiger Zeit hat er über diesen Gegenstand einen langen Artikel voller Trauer und Zorn geschrieben, worin er den Ausspruch Faust's wiederholt: „Es möchte kein Hund so länger leben!“

„In Deutschland,“ sagt er, „hat unser Feldzug schon ein



gutes Resultat gehabt; die Schreiner, die diese für die unglücklichen Hunde bestimmten Folterwerkzeuge fabriziren, klagen, daß sie davon sehr wenig verkaufen."

Er fragt uns, ob diese so menschliche Sache in Frankreich Vertheidiger habe, und wir erwidern ihm, daß es deren sehr eifrige gäbe, vorerst alle rechtlich denkenden Leute und unter den Journalisten führen wir Victor Meunier an, der sich in dem „Rappel" mit Heftigkeit gegen diese Schändlichkeit erhebt und die gegenwärtige Stellung der Thiere sehr treffend mit derjenigen vergleicht, die ehemals die Sklaven einnahmen, mit welchen man sich alles erlauben zu können glaubte.

Abermals wird vom Besuch des Theaters gesprochen. Der erwartete Maschinist kann bestimmt nicht kommen; aber wir werden sogleich die Skizzen und die Dekorationen in dem Atelier des Malers Jonkonski sehen gehen.

„Ich glaube," sagt der Meister, „daß mein Theater eine Art Conservatorium werden wird, wo man Sänger bildet und wo die Art und Weise, mit der meine Werke aufzuführen und in Szene zu setzen sind, den Kapellmeistern, die sie auswärts aufführen sollen, zum Vorbild dienen wird. Das Conservatorium von Paris hat bis auf den heutigen Tag an der Ueberlieferung von Gluck's „Iphigenie" festgehalten. Sie hatten da," fügt er hinzu, „ein ausgezeichnetes Orchester, Beethoven's Symphonien wurden vortrefflich gespielt."

Wir gehen aus, um uns nach dem Atelier Jonkonski's zu begeben.

Dieser junge Maler, der, als er Richard Wagner in Neapel kennen lernte, sich um die Ehre bewarb und sie auch erhielt, die Dekorationen zu Parsifal zu malen, und der Alles verließ, um dem Meister zu folgen, ist der Sohn eines der berühmtesten Dichter Rußland's, der Hofmeister Alexander's II. war. In einem der Villa Wahnfried ganz benachbarten Hause hat sich der Künstler niedergelassen, und lebt da wie ein Einsiedler, von ganzem Herzen bei der Arbeit.

Die Skizzen, wahrhafte Gemälde, sind auf mehreren Staffeleien angeordnet. Da ist vor allem der Wald bei Sonnenaufgang als erste Verwandlung, die, um der zweiten Platz zu machen, sachte von links nach rechts gleiten wird, indem sie sich nach und

nach versenkt, während dessen man die Personen einen Hügel ersteigend näher kommen sieht. Diese Personen werden hinter Felsengruppen verschwinden, dann sieht man sie in Grotten wieder, neben cyklopischen Unterbauten, dann in Galerien. Endlich gehen sie durch eine Thür und der Tempel des Graal wird erscheinen.

Auf der nächsten Staffelei sehen wir diesen mit seinen Säulen aus Porphyr und den Kapitälen von Juwelen, seinen Krümmungen, den doppelten Kuppeln, seinen geheimnißvollen Tiefen. Die zum heiligen Mahl bestimmten Tische, das an das Abendmahl erinnern soll, sind zu beiden Seiten des Altars aufgestellt. Der mit glattem Marmor belegte Boden spiegelt wie ein See wieder. Herr Brandt, Maschinist des Theaters in Darmstadt, ein sehr talentvoller Mann wie es scheint, für den das Wort „unmöglich“ nicht existirt, sagt, daß er diese Spiegelung wird herstellen können und daß die einzige Schwierigkeit in der Schnelligkeit des Dekorationswechsels liegt.

Sehr schwer aufzufassen war der Feengarten, den der Zauberer Klingsor geschaffen hat, um die Graalsritter zu verführen und zu verderben. Wagner wollte ihn vollständig unwahrscheinlich, ein Traumgespinnst, irgend welche unsinnige Blüthenpracht, plötzlich durch den Zauberstab entstanden und nicht durch die langsame Arbeit der Erde; kein Versuch gefiel ihm. Indessen ist man dahin gelangt ihn zu befriedigen und es scheint, daß auf der Bühne die Dekoration gut ausfallen wird. Das Merkwürdigste ist, daß alle diese riesenhaften Blumen, Gräser, Trauben, Sträucher, die nur eine Ecke des Himmels entdecken lassen, welken und sterben in einem Augenblick, weiter nichts mehr sehen lassend, als eine unfruchtbare, von mit Schnee bedeckten Bergen, begrenzte Haide, während ein Regen gelber Blätter und verwelkter Blumen auf den Boden fällt.

Die im Blumenschmuck prangende Wiese bei dem Gehölze, das die Hütte eines Einsiedlers umgiebt, mit ihrer klaren Quelle, die unter dem dichten Moose hervorplätschert, ist wirklich reizend: durch eine Verwandlung, ähnlich der im ersten Akte, wird man von hier aus zum Tempel des Graal zurückkehren, wo das Werk sich endigt.

Auch die Kostüme sind keine bequeme Sache, denn der Meister

begnügt sich nicht mit Wenigen: Die Schneider raufen sich die Haare aus, aber es muß ihnen gelingen und sollten sie auch alle kahlköpfig werden.

Die durch das Wort des Magiers entstandenen Zauberinnen, Frauen, die Blumen sind, gleich wie die Sirenen-Fische, machen am meisten Kopfzerbrechen. Wagner will keine jungen verführerischen Mädchen, sondern belebte Blumen. Ebenso ist es mit dem Gewande der wunderbaren und schrecklichen Kundry, das dem berühmten Laimph, dem Schleier der Tanit in Salammbo ähnelt.

1. Oktober.

Diesen Abend hat der Meister sein Versprechen erfüllt und uns einige Bruchstücke aus Parsifal vorgespielt.

Die Gegenwart Liszt's läßt mich viel von meinen Fähigkeiten einbüßen, sagte er lachend, sie macht mich furchtsam, denn ich weiß, daß meine falschen Griffe ihn empfindlich berühren.

Liszt, der gestern noch auf dem Piano in ganz reizender Weise improvisirte, indem er Motive aus Tristan und Isolde mit seinen Erfindungen verband, hat sich leider leicht am Finger verwundet und kann nicht spielen.

Man muß gestehen, daß Wagner ein sehr unvollkommener Klavierspieler ist und er ist der Erste, der über seine Ungeschicklichkeit lacht; jedoch fassen wir vortrefflich einige Stellen auf, denen der Autor besser als irgend Jemand den wahren Ausdruck zu geben weiß.

Vor einigen Monaten schrieb uns Liszt: „Wagner hat ein neues Wunder vollbracht: Parsifal.“ Diejenigen, die das Glück haben, schon vollständig das neue Werk zu kennen, theilen diese Meinung; die Sänger sind begeistert. Der allgemeinen Meinung nach ist es ein neuer Wechsel in der Manier des Meisters, einer jener Riesenschritte, die er zu thun gewohnt ist. Die höchste Stufe der Kunst und des Denkens soll diesmal eine Wirkung von anscheinender Einfachheit, von vollkommener Ruhe hervorbringen.

Wir nehmen heute Abend von unsern berühmten Wirthen Abschied, versprechen aber sie im nächsten Jahre bei der ersten Aufführung des Parsifal wiederzusehen.



Zweiter Theil.

Die Dichtung Richard Wagner's.



Von Rienzi bis zu Tristan und Isolde.

Rienzi. — Der fliegende Holländer. — Tannhäuser. — Lohengrin. — Tristan und Isolde.

Das Schauspiel, welches die stets einander überragenden Gipfel einer Bergkette in dem Augenblick darbieten, wo die Morgennebel verschwinden, liefert einen treffenden Vergleich zu dem, das uns durch diese Werke gegeben ist, die nach einander folgend, eines das andere übertreffen, von dem schönen grünen Hügel bis zu dem blendenden und für viele unerreichbaren Gipfel. Zwischen Rienzi und der Götterdämmerung besteht derselbe Größenunterschied wie zwischen dem kapitolinischen Hügel und dem Himalaya. Und welche riesigen Fortschritte von einem Werke zum andern!

Rienzi zeigt schon ein mächtiges, begeistertes Talent, welches aber, obwohl mit der größten Leichtigkeit, sich nur die Schönheiten angeeignet hatte, die es am meisten in den Werken seiner Vorgänger entzückt hatten. Es liebt die Pracht, die glanzvollen Aufzüge, den Tumult der Schlachten; das glänzende, wiederhallende Orchester läßt sich hinreißen, begeistert sich, die Kraft, die es bewegt und noch nicht Herr über sich ist, geht in Lärm, in ein Heldengeschrei von außerordentlicher Heftigkeit auf; aber nichts läßt noch den Neuerer ahnen, es sei denn der fast prophetische Sinn dieses so glühend revolutionären Stückes.

Ein Abgrund zeigt sich zwischen Rienzi und dem fliegenden Holländer. Der junge Meister, den Erfolg seines erstes Werkes verachtend, richtet es mit Strenge und weist es von sich; er



betrachtet es als einen Versuch. Seine Vorbilder hat er auf den ersten Schlag zu erreichen gewußt, aber von seinem Traum fühlt er sich weit entfernt, eine neue Welt pulsirt in seinem Geist, er muß die alten Formen und die Fesseln des Althergebrachten zerbrechen, um sich frei in unerforschte Regionen aufschwingen zu können.

Seiner selbst jetzt gewiß, verläßt der Künstler endgültig die historischen Gegenstände, deren zu rohe Wirklichkeit schlecht mit der Idealität der Musik übereinstimmt; das Märchen in seiner kindlichen Poesie ist das bei weitem passendere für ihn; für die Zukunft ist der Weg gefunden, von dem er sich nicht mehr entfernen, sondern auf welchem er nur immer mehr seinen Gedanken erweitern wird. Von der Volksweise, die die norwegischen Spinnerinnen bei ihrem Rade trällern, wird er sich bis zu den wilden Größen der nordischen Götterlehre erheben.

Auf einer Seereise, während eines Sturmes, der ihn an die Küste Norwegens verschlug, ließ sich Richard Wagner von den Seeleuten die schreckliche Geschichte dieses fliegenden Holländers, des Ahasver des Meeres, erzählen, der lästerte, mit Hülfe des Satans dem Sturme trotzte und dazu verdammt wurde, unaufhörlich umher zu irren, er und sein Geisterschiff. Aber das geheimnißvolle junge Mädchen, farblos erscheinend durch den Wiederschein des Schnees, die aus Liebe für den unaufhörlich durch Blitz und Sturm getriebenen Verdammten dahinschmachtet, wird ihn, wenn er bis zu ihr kommt, durch ihre bis zum Tod getreue Hingabe erlösen.

Wie aus einem Gusse scheint dies Werk entstanden, unter dem Reiz eines heftig empfundenen Eindrucks. In dieser Musik, die wie die Seele des Meeres ist, glaubt man den Ozean mit seinen Stürmen, seinen Verbrechen, seinen Geheimnissen und seinen Schönheiten zu hören.

Nur in den erst in zweiter Linie kommenden Theilen des Werkes, lassen sich noch einige Spuren der alten Formen bemerken. Das Orchester ist nicht mehr diese große den Gesang begleitende Guitarre: es erscheint schon von hauptsächlicher Wichtigkeit, die Zeichnungen theilen sich, greifen ineinander, haben ein bestimmtes Gepräge; das Gesammtspiel, weniger lärmend, erreicht eine seither

unbekannte Stärke. Die orchestrale Anordnung bildet das Gewebe, von dem sich die Personen abheben; sie zeigt den Ozean, der das Schiff trägt, die Atmosphäre, die die Handlung umgiebt, und wo die Gedanken, die Gefühle der Helden sich niederschlagen, sich erweitern, sozusagen sichtbar werden, und alle die unausdrückbaren Seelenbewegungen den Geist empfinden lassen.

Die Legende von Tannhäuser lebt noch fort in Deutschland, hauptsächlich in dem grünen Thüringen, wo die berühmte Wartburg sich erhebt, die unter den gastfreien Landgrafen des dreizehnten Jahrhunderts das Theater der friedlichen durch die Minnesänger gelieferten Kämpfe war.

Dem Schloß gegenüber erhebt sich ein kahler, farbloser, wie verbrannt aussehender Berg, der einen seltsamen Kontrast inmitten der frischen Vegetation der benachbarten Thäler bildet; es ist der berüchtigte Venusberg, der Volkssage nach von einer gefährlichen Göttin bewohnt. Ehemals war diese Gottheit Holda, die Wohlthätige, die jedes Jahr kam, den Frühling zu erwecken und die, unter ihren Schritten Blumen säend, die Gegend durcheilte. Verflucht von dem Christenthum mußte sie sich in die unbekannten Tiefen des Berges flüchten; bald verwechselte man sie mit Venus, der Beherrscherin der Sinne.

Die Grazien, Sirenen, Bacchantinnen und Faune bildeten ihren Hof und zauberhafte Stimmen verführten Diejenigen, die von unreinen Wünschen nach dem Berg geleitet wurden: ihren Schritten zeigten sich unbekannte Wege und sie wurden in die geheimnißvollen Paläste, die der Berg einschließt, hineingezogen, in den Wohnsitz ewiger Verdammniß, von dem Keiner wiederkehrt.

Der unerschrockene und neugierige Ritter Tannhäuser fand den Weg zum Eingang des Venusbergs und war sieben Jahre lang der Gemahl der Göttin; dann von Wollust gesättigt, von Reue verzehrt, nach menschlichem Leid sich sehnend, gelang es ihm, indem er den Namen der Jungfrau Maria aussprach, sich den Armen seiner diabolischen Geliebten zu entreißen. Er ging nach Rom um dem Pabst zu beichten und seine Verzeihung zu erwirken, aber dieser antwortete ihm, daß, weil er die Freuden der Hölle getheilt habe, er für immer verdammt sei, und seinen Stab erhebend, fügte er hinzu: „So gewiß als dieser Stab nie

wieder grünen wird, so gewiß kann Dir keine Verzeihung werden." Die Sage erzählt, daß der Stab nach drei Tagen anfing zu blühen, als Zeichen, daß die himmlische Gnade größer sei, als die eines Prälaten.

Wagner hat aus dieser Erzählung, erhoben durch einen mächtigen Hauch, sein Drama gezogen, indem er seinem Stoff die Ueberlieferung der berühmten Sängerkriege einwebte und auch das keusche und melancholische Gesicht der Elisabeth, die er aus freien Stücken mit der heiligen Fürstin verwechselt, deren tugendhaftes Leben das Schloß berühmt machte.

Aber das, was Richard Wagner hauptsächlich in diesem wunderbaren Werke hat zeigen wollen und was er auch mit unvergleichlicher Klarheit und Größe wiederzugeben verstanden hat, ist der ewige Kampf zwischen Fleisch und Geist, zwischen Thier und Engel, die im Menschen herrschen und sich seine Seele streitig machen.

Die durch die Vorstellungen des Tannhäuser zu Paris ehemals verursachten Debatten, haben dieses „durchgefallene" Werk bekannter gemacht als viele andere durch Erfolg gekrönte; es ist also unnütz hier mehr davon zu sprechen.

Wunderbarerweise ist Lohengrin, der niemals in Paris aufgeführt wurde und dort durch theilweise sehr mittelmäßige Ausführungen nur schlecht bekannt ist, fast volksthümlich. Wer jemals von dem Orchester das Präludium gehört hat, das die Vision des Königs Titurel versinnbildlicht, als die Engel ihm den heiligen Graal brachten, kann diese wunderbare Stelle und den außerordentlichen Eindruck, den sie hervorbringt, nicht vergessen.

Ein kaum wahrnehmbares Leben bemächtigt sich zuerst der gellendsten Töne der Flöten und der Violinen; man glaubt den nicht athembaren Aether des Himmelsraums erzittern zu hören; unsichtbare Flügelschläge bewegen die leichte Luft, Engelsstimmen scheinen in der Durchsichtigkeit des Raums zu flüstern, und jetzt erscheint ein Strahl, gleich einem fernen Gestirne an der Höhe des Himmels; Engelchöre, ein Liebeslied singend, begleiten ihn; die Luft bewegt sich, der Schein kommt näher und wird größer, die Stimmen werden lauter und bald erstrahlt, durch Trompetengeschmetter ausgedrückt, die lichtvolle Erscheinung in ihrer

ganzen Herrlichkeit; die unvergleichliche Schale, die jetzt das Blut des Erlösers enthält und wie man sagt aus einem Steine gehauen ist, der aus der Krone Luzifer's fiel, als er vom Himmel gestürzt wurde, wird den reinen Händen eines frommen Ritters anvertraut; dann nehmen die Engel wieder ihren Flug nach oben, der Strahl erbleicht, man hört nichts mehr als das Zittern der Atmosphäre, das sich nach und nach vermindert, beruhigt und erstirbt.

Die Dekoration des ersten Aktes zeigt eine Ebene an den Ufern der Schelde bei Antwerpen. Wir sind im zehnten Jahrhundert. Heinrich der Vogelsteller, König von Deutschland, ist nach Brabant gekommen, um die hohen Herren des Landes nach dem Lehnsbrauch zusammenzurufen. Friedrich von Telramund, der tapferste der brabantischen Ritter, klagt vor den Versammelten Elsa, Herzogin von Brabant, des Mordes ihres jüngeren Bruders an, der spurlos verschwunden ist. Das junge Mädchen besitzt kein Mittel seine Unschuld zu beweisen, ihr Fall soll durch das Gottesurtheil entschieden werden. Aber nachdem der Herold die Trompete nach allen Richtungen hat ertönen lassen, steigt kein Ritter in die Schranken, um Elsa zu vertheidigen. Jedoch hat sie Vertrauen in eine sonderbare Erscheinung: ein schöner Krieger hat sich ihr im Traume gezeigt, er ist es, der für sie kämpfen wird. Auch ein zweiter Aufruf des Herold's bleibt ohne Antwort; aber nun wirft sie sich mit einem Aufschwung von erhabenem Glauben auf die Knie nieder und bittet den Himmel, den Vertheidiger erscheinen zu lassen, den die Vision ihr gezeigt hat.

Das an den Ufern des Flusses gelagerte Volk meldet in der That bald, in stets wachsender Aufregung, ein seltsames Schiff, das von einem blendend weißen Schwan gezogen wird; es kommt näher, es legt an; ein Ritter von wunderbarer Schönheit steht aufrecht in dem Nachen; sein Helm, sein silberner Panzer erstrahlen; mit einer Hand stützt er sich auf seinen Schild. „Wunder! Wunder!“ ruft das Volk, „ist das ein von Gott gesandter Erzengel?“

Der geheimnißvolle Ritter steigt an's Ufer; mit ruhiger, melancholischer Stimme sagt er dem schönen Schwan, der ihn herbrachte, Lebewohl, der nun zu den unbekannten Gegenden, woher er kommt, zurückkehrt, dann tritt er unter die überraschten



und entzückten Anwesenden. „Ich komme," sagt er, „um die ungerecht angeklagte Unschuld zu vertheidigen. Wer will mit mir kämpfen?"

Trotz des heiligen Charakters seines Gegners und den Tod der Unehre vorziehend, hebt Telramund den Handschuh auf und besteht auf der Anklage.

Der Ritter nähert sich nun der entzückten Elsa und sagt mit sanfter und ernster Stimme: „Willst Du mich zum Gemahl nehmen, wenn ich den Sieg davontrage? . . . Du mußt mir alsdann feierlich versprechen, daß Du nie zu erforschen suchen willst, aus welcher Gegend ich komme, noch meinen Namen und meinen Stand." — „Mein Schild, mein Engel, mein Erlöser!" ruft Elsa, „Du, der mich in meiner Noth vertheidigt, wie sollte ich nicht treulich das Gesetz halten, das Du mir auferlegst?" . . . „Elsa, ich liebe Dich!" . . . murmelt der Unbekannte mit unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Der König segnet die Waffen, und der Kampf beginnt. Mit Leichtigkeit gewinnt der Ritter die Oberhand über seinen Gegner, dem er das Leben schenkt; die Unschuld Elsa's wird von dem Volke mit einer triumphirenden Freudenhymne ausgerufen.

Aber es gelingt der Frau Telramund's, Ortrud, Tochter des Friesenkönigs, die nach dem Thron von Brabant begehrt, bei Elsa die weibliche Neugierde zu erregen, in ihr Herz das Gift des Zweifels zu gießen, ihre Freude zu vernichten. Sie bedrängt sie endlich so sehr, daß die bestürzte Elsa ihr Gelöbniß bricht und von ihrem Gatten das Geständniß seines Herkommens verlangt. Der Zweifel hat den Glauben getödtet, der das Glück mit fortreißt; die Liebesnacht endigt in Verzweiflung.

Auf einer Wiese an den Ufern der Schelde, zu der nacheinander mit wehenden Bannern und Trompetengeschmetter die von ihren Vasallen gefolgten brabantischen Grafen eilen, von dem König Heinrich zu einem Zug gegen die Ungarn zusammenberufen, wird der geheimnißvolle Ritter seinen Ursprung enthüllen.

„In einer fernen Gegend," sagt er, „auf einem hohen, Mont Salvat genannten Berge, erhebt sich ein prächtiger Tempel, in dem Ritter von unbefleckter Tugend eine wunderbare Schale aufbewahren. Es ist der heilige Graal, das Gefäß, in welchem Christus das Brod und den Wein bei dem Abendmahle segnete

und worin später sein Blut durch Joseph von Arimathia aufbewahrt wurde. Diese heilige Schale hatten Engel nach dem Himmel getragen; aber sie brachten sie dem frommen König Titurel zurück, der den Tempel des Graal und den Orden seiner Ritter gründete. Diejenigen, die dem Graal dienen, sind mit wunderbarer Tugend begabt; aber ein strenges Gesetz verpflichtet sie, unter den Menschen unbekannt zu bleiben; sobald ihr Name bekannt ist, müssen sie sofort nach dem heiligen Berge zurückkehren. Deshalb muß ich Euch verlassen, da ich Euch mittheile, daß Parsifal, mein Vater, König des Graals ist und daß ich, sein Ritter, Lohengrin heiße."

Auf dem Flusse erscheint der Schwan wieder, um den herrlichen Krieger nach seinem wunderbaren Vaterlande zurückzuführen. Elsa hat ihr Glück zerstört, sie sieht den rettenden Engel sich für immer entfernen.

Unter den drei lyrischen Dramen, die den zweiten Abschnitt in dem Werke des Meisters bilden, ist Lohengrin vielleicht das Vollkommenste.

Zwischen Lohengrin und Tristan und Isolde besteht dieselbe Entfernung wie zwischen Rienzi und dem fliegenden Holländer. Es ist eine neue Offenbarung, eine neue Kunst, etwas vollkommenes und endgültiges, ein wunderbarer Flug gegen die Zukunft, es ist sozusagen keine Rede mehr von Musik, in dem Sinne, den man ehedem diesem Worte unterbreitete; es ist die Poesie in herrlicher und bestimmter Form, die eine tiefe, erhebende Seele hat. Apollo und Orpheus in eine einzige Lyra aufgelöst! Die folgenden Werke werden vielleicht großartiger sein, aber Tristan und Isolde ist und bleibt im Grunde das Meisterwerk der Meisterwerke, weil der Gegenstand der Dichtung derjenige ist, der in der Kunst wie in der menschlichen Seele von rechtswegen den ersten Platz einnimmt. Tristan und Isolde ist die Liebe selbst in ihrem vollkommensten, ihrem erhabensten Ausdruck.

Der schmerzhafteste Zustand der Leidenschaft wird auf seine äußerste Spitze getrieben. Der erste Akt zeigt uns die unmögliche Liebe, heldenhaft bezwungen, die das Herz zerreißt, ohne daß ein Schrei den Lippen entfährt: Tristan, die königliche Braut einem Andern zuführend, deren Hand er selbst in verblendeter



Liebe für den König von Cormwallis nachgesucht hat, und die sich verachtet glaubende Liebe: Isolde, verzehrt von Zorn und Zärtlichkeit, unfähig den Kampf ihrer Seele zu besiegen und dem Schiffbruch das Schiff weihend, das sie mit dem Helden, der sie verachtet, gegen jenes Land, wo sie nicht landen will, davonträgt.

„Lieber den Tod! den Tod für uns Beide!“ ruft sie.

Und als der Sturm sie verräth, als die verhaßte Erde schon in Sicht ist: das Gift!

Tristan kann sich nicht weigern, einen Becher auf das Wohl Isolden's zu leeren, zu trinken auf die Wiederversöhnung, denn eine seit lange durch die uneingestandene Liebe getilgte Blutschuld liegt zwischen ihnen, deren sie sich aber angeblich wieder erinnert. Tristan begreift wohl, daß die Hand, die er im Geheimen anbetet, ihm das ewige Vergessen bietet; mit Dankbarkeit nimmt er diese Linderung der Schmerzen, für die es kein Mittel gibt, an.

Auf der Schwelle des Todes lassen jedoch beide die Maske fallen; der Brand entfesselt sich hier, die triumphirende Liebe wirft sie einander in die Arme in einem überirdischen Freudentaumel, der sie für die vergangenen Leiden entschädigen soll. Herz gegen Herz, Auge in Auge wird ihr Herz aufhören zu schlagen, werden ihre Blicke erlöschen!

Aber ach! sie sind verrathen; das todtbringende Getränk hat die zu ergebene Begleiterin durch einen Liebestrank ersetzt und statt des wohlthätigen Schattens, der sie vereinigte, erblicken sie den verabscheuten Strand und den trügerischen Tag, der sie voneinander reißt.

Wenn eine solche Liebe erst einmal entfesselt ist, kann sie nicht mehr erstickt und zurückgehalten werden, sie ist ein fürchterlicher Brand, ein Leuchten, das über den Tod hinaus noch erstrahlen wird; sie hat alles verschlungen, Biederkeit, Ehre, Tugend. Die Erde ist vor dieser überirdischen Trunkenheit verschwunden!

„Unendliche, himmlische Wollust, die kein Herz je gekannt noch gefühlt hat!“

Ihr Glück erdrückt und erstickt sie, das Herz kann eine solche Liebe nicht fassen, die menschliche Sprache hat keine Worte um sie auszudrücken. Die feurigsten Umarmungen lassen sie getrennt. Tristan und Isolde sind zwei und sie möchten in eine einzige

Seele, einen einzigen Gedanken aufgehen, in ein Leuchten der Liebe in der endlosen Nacht! Und verliebt, unbefriedigt sehnen sie sich nach der Unendlichkeit des Todes; nach jenseits der Welten, hinter jenen geheimnißvollen Schatten, der sie auf Erden beschützt, möchten sie entfliehen, über den aber der Tag und die eitlen Phantome des Lebens unaufhörlich triumphiren, um ihnen die Qual der Trennung aufzuerlegen.

„Die ewige Nacht, die erhabene Liebesnacht ohne die Schrecken des Morgens! der Reiz eines langen Traumes in grenzenlosem Raume! keine trennenden Namen mehr! Eine einzige Flamme, ein einziger Gedanke, das köstliche Vergehen in den Armen des Andern, die glühende Wonne des Todes, ohne Ende, ohne Erwachen!"

Plötzlich aber erscheint der grausame Tag und mit ihm die Schande. Die erhabene Liebe wird vor Allen enthüllt, gezüchtigt wie ein gemeiner Ehebruch. Dann folgt der Kampf, in welchem Tristan, noch trunken von der göttlichen Begeisterung, nicht mehr der sieghafte Held ist und tödtlich getroffen fällt.

In dem alten Schlosse seiner Vorfahren in der Bretagne sehen wir ihn wieder, mit dem Tode ringend aber noch athmend um zu leiden. Der getreue Knappe hat ihn in einem Nachen über das Meer gebracht. Jetzt ist er vor jedem Ueberfall sicher. Aber Isolde? . . . wenn die Augen, die für immer geschlossen scheinen, sich dem Leben wieder öffnen werden, wenn die süße Herrin dieser Seele sie nicht erleuchtet, werden sie sich für immer schließen!

Isolde kennt den Zufluchtsort des Geliebten, sie wird zu ihm eilen, aber die Minuten scheinen Jahrhunderte, das Meer ist öde und leer, soweit das Auge reicht.

Jetzt kommt der Held wieder zu sich mit dem geliebten Namen auf den Lippen. Tristan konnte nicht sterben, da Isolde noch in dem Reich der Sonne weilt. Die Pforte des Todes, die sich schon mit Geräusch hinter ihm geschlossen hatte, öffnet sich von Neuem weit vor dem unbesiegbaren Wunsche, die wiederzusehen, mit der allein er in die ewige Nacht zurückkehren kann.

Oede und leer ist das Meer!

Die ganze Macht der Verzweiflung zerreißt nun die Seele Tristan's. Liebes- und Fieber-Gluth drohen ihn zu versengen,



er wälzt sich auf seinem Schmerzensbett und stößt Rufe übermenschlichen Leidens aus. Nichts kann von diesem schrecklichen Todeskampf, wo die Flamme der Liebe durch den Tod nicht gelöscht werden kann, von dieser ungeduldigen Erwartung, die die letzte Stunde verzögert, eine Vorstellung geben.

Zuweilen fällt der Held gebrochen zurück, vielleicht todt . . . Aber wenn der weinende Knappe sich über ihn beugt, um einen letzten Hauch, ein letztes Zucken zu vernehmen, antwortet das Herz Tristan's ganz leise: Isolde! . . .

Und noch einmal lebt dieser Märtyrer der Liebe, der Hoffnung wieder auf; er bemerkt das Schiff, obgleich irdische Augen es nicht sehen können und auf demselben Isolde, die ihm Zeichen macht.

„Siehst Du sie noch nicht? Majestätisch und milde überschreitet sie als Herrscherin die Wellen des Meeres; sie kommt von Fluthen berauschender Blumen nach dem Lande getragen; ihr Lächeln wird mir himmlischen Balsam spenden. Oh Isolde! Isolde! wie lieblich, wie schön Du bist!“ . . .

Das Schiff ist in der That signalisirt, die Augen der Seele täuschen nicht. Mit schwellendem Segel fliegt es über die Wellen; die Zauberin naht, sie kommt an. Welch' rasende Ungeduld! Welch' wahnsinnige Freude!

„Trunkenheit der Seele, grenzenlose Wonne, stürmisches Wallen des Blutes, wie kann ich euch ertragen, an dieses Lager gefesselt? Auf! auf denn und den Herzen, die für einander schlagen, entgegen!“

Schon hört man die Stimme Isolden's, und der Held richtet sich wankend von seinem Lager auf. Jetzt ist sie da! . . . sie ruft ihn, sie streckt ihm die Arme entgegen; aber er kann nur noch zu ihren Füßen sterben, indem er ein letztes Mal den geliebten Namen ausspricht!

„Ach, eine Stunde noch, nur eine Stunde bleibe für mich am Leben!“ ruft von Verzweiflung erfaßt Isolde; „so viele Tage der Todesangst und der Wünsche habe ich nur gelebt, um noch eine Stunde mit Dir zu wachen; stirb nicht an der Wunde, laß sie mich heilen, damit wir, wohlbehalten, die heiligen Wonnen der Nacht theilen können.“

Die Flamme ist erlöscht, die Seele entflohen. Isolde wird

Tristan getreu in den Tod folgen; schon zieht sie der Geliebte nach dem geheimnißvollen Aufenthalt, mächtige Wellen scheinen sie davon zu tragen; das Brausen der Unendlichkeit erreicht ihre Ohren; die Nacht, die tröstende Nacht hüllt sie sanft ein, läßt sie alles vergessen, sie stürzt sich, versenkt sich darein um sich auf immer mit der Zwillingsflamme zu vereinen und mit ihr in dem göttlichen Hauch der Weltenseele unterzugehen.

Man kann sich die Heftigkeit des Eindrucks, den diese an sich so leidenschaftliche und rührende Dichtung, verbunden mit dem Zauber der Musik macht, nicht vorstellen; es ist eine Sinnlichkeit der Seele, eine geistige Wollust: Die Trunkenheit, das schmerzhafte Sehnen, die das Hören dieses Werkes hinterläßt, sind unverwischbar. Alle, die gewußt haben die erhabenen Schönheiten zu verstehen und die dem fesselnden Reiz in all' seiner Macht erlegen sind, geben zu, daß kein künstlerischer Eindruck dem vergleichbar ist, den jenes außergewöhnliche Werk empfinden läßt.

Ueber Wagner's Tristan und Isolde sind viele Bände in allen Sprachen geschrieben worden und viele werden noch geschrieben werden, denn es ist das herrliche Vorrecht der Meisterwerke, eine unversiegbare Quelle der Anregung zu sein.



Die Meistersinger von Nürnberg.

Das Stück spielt im sechszehnten Jahrhundert, um jene sonderbare Epoche, wo die Kunst und die Poesie, von dem Adel verachtet, sich unter die Bürger und Handwerker geflüchtet hatten.

Seit dem Verschwinden der Minnesänger, jenen Sängern der Liebe, die mit unsern Troubadour's viel Aehnlichkeit haben, lehrten nur die Meistersänger die Poesie und Musik. Diese Sänger waren zugleich Zunftmeister, und ihre Schüler, zugleich ihre Lehrlinge, lernten bei ihnen gleichzeitig die Sohle nähen und einen Ton zu Stande bringen, einen Vers skandiren und eine Hose zuschneiden. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die Kunst in einer solchen Mitte ersterben mußte, durch wie viele Regeln und Gesetze diese unbegabten Männer den Flug der Begeisterung zu hemmen verstanden, die ihre Flügel schließen und in den vorgeschriebenen Pfaden wandeln mußte, ähnlich einem von Maulwürfen erzogenen Vogel.

Wenn sich zufällig in die Versammlung dieser Handwerkerpoeten ein Neuangekommener wagte, der statt aller Wissenschaft nur sein Talent besaß, — man erräth leicht, welche Fluth von Verwünschungen dann die Freiheit erregte, mit der er, gleich Spinnenfäden, die nach altem Herkommen kleinlich beachteten Gesetze zerbrach. Ein solches Ereigniß hat Richard Wagner gewählt, um den Knoten seiner Komödie zu schürzen.

Ein fränkischer Ritter, Walther von Stolzing, ist in die Tochter des Goldschmieds Pogner in Nürnberg verliebt. Aber Eva's Hand kann nur der erhalten, der auf der nächsten Preisbewerbung als Meistersinger proklamirt wird.

Walther, der von der Kunst garnichts versteht, will indessen mitwirken und sucht sich bei dem naiven David, dem Lehrling und Schüler Hans Sachs', ein wenig zu belehren.

Die Szene spielt in einem Seitenschiff der St. Katharinenkirche zu Nürnberg, die die Lehrlinge gerade für eine Sitzung der Meister herrichten.

„Ihr wollt also Meister werden?" sagt David zu Walther mit hochwichtiger Miene.

„Ist das denn so schwer?"

„Man lernt die Kunst der Meister nicht so in einem Tage! Ich arbeite jetzt gerade ein Jahr mit dem Größten Nürnbergs, Hans Sachs, der mich die Dichtkunst und die Schuhmacherei zu gleicher Zeit lehrt; hab' ich das Leder platt geschlagen, lern' ich Vokal und Consonanz sagen; wichst' ich den Draht gar fein und steif, was sich da reimt, ich wohl begreif'. Und wie weit, glaubt Ihr, daß ich es jetzt gebracht habe?"

„Vielleicht könnt Ihr ein gutes Paar Schuhe machen?"

„Oh, so weit bin ich noch nicht!" rief der Lehrling.

„Spaß bei Seite, rathet mir," sagt Walther.

„Nun, merkt auf! Die Töne und die Weisen der Meister sind sehr zahlreich und alle haben ihre Namen: da sind der kurze Ton, der lange Ton, der zu lange Ton, die Schreibpapierweise, der süße Ton und der Rosenton, der Ton der kurzen Liebe und der vergessene Ton, die englische Zinn- und Zimmtstengelweise, die Frösche- und Kälberweise und die Weise des abgeschiedenen Vielfraß oder des treuen Pelikan."

„Mein Gott, was soll das Alles heißen?" ruft Walther erschreckt.

„Aber es genügt nicht, r .r die Namen zu wissen," fängt David wieder an, „man muß auch jede Weise zu singen verstehen, um nichts an der Koloratur und der Tabulatur zu ändern; ich für meinen Theil bin noch nicht weit, und sehr oft singt mir mein Meister die Knieriem-Schlagweise, wenn mir aber meine gute Freundin Magdalene nicht zu Hülfe kommt, so singe ich die trockene Brod- und Wasserweise. — Wisset ferner, daß derjenige, welcher eine Weise, Poesie und Musik aufbringt, ein Meistersinger ist."



Der arme Walther ist verblüfft. Die Liebe hindert ihn indessen, seinem Vorsatz zu entsagen und sobald Pogner, begleitet von Beckmesser, einem seltsamen Schreiber, der auch nach der Hand Eva's strebt, erscheint, nähert sich Walter dem Vater seiner Geliebten und theilt ihm den Wunsch mit, daß er an der Preisbewerbung theilnehmen möchte.

Um wegen des öffentlichen Wettstreits, der den nächsten Tag stattfinden soll, zu berathen, versammeln sich alsbald die Meistersinger. Unter den wunderlichen Physiognomien der Handwerkerpoeten zeigt sich das schöne Gesicht des Hans Sachs, des berühmten Schusterpoeten.

Mit der Meldung, daß der junge Ritter an der Bewerbung theilnehmen wolle, stellt Pogner denselben seinen Genossen vor.

„Ach! ruft man alsbald, in welcher Schule habt ihr gelernt? wer sind eure Lehrer?“

„Wenn mitten im Winter,“ sagt Walther, „der Schnee den Hof und das Schloß bedeckte, las ich, still in einer Ecke des Kamins sitzend, in einem alten Buche, das mir vom Reiz des Frühlings erzählte; und wenn dann der Frühling gekommen war, hörte ich alles, was das Buch mich gelehrt hatte, in den Wäldern und Wiesen ertönen: dort habe ich singen gelernt.“

Man denke, welche Rufe, welches Schulterzucken über den jungen Verwegenen. Dennoch läd man ihn ein, eine Probe seines Talentes abzulegen. Er soll eine Improvisation hören lassen, wenn er aber mehr als sieben Mal gegen die Regeln verstößt, wird sein Werk werthlos erklärt werden. Schon tritt der Merker, mit einer Schiefertafel und einem Stück Kreide versehen, in das Häuschen, wo er sich einschließen wird, um den Gesang anzuhören und die Fehler zu notiren. Dieser Merker ist Beckmesser, der Mitbewerber und Rival Walther's.

„Fangt an!“ ruft er aus der Tiefe seiner Hütte.

Walther hält dieses Wort, das ihm wie eine Herausforderung hingeworfen wird, zurück.

„Fangt an!“ erwiedert er, „ist das Wort, das der Frühling der Natur zuruft, und seine mächtige Stimme ertönt in den Wäldern, den Büschen und die fernen Echos hallen sie einander

zu, alles erwacht und belebt sich. Bei diesem Ruf erwachen die Gesänge, Wohlgerüche und die Farben."

Aus der Stimme Walther's tönt alle Freude, die das Fest des Frühlings in einem jungen Herzen erregen kann. Aber was macht er mit den Regeln? Der Koloratur? Der Tabulatur? Jeden Augenblick hört man die Kreide über die Tafel gleiten und bald stürzt der Merker wüthend aus seiner Hütte heraus und erklärt, daß kein Platz mehr auf der Tafel bleibt. Nun sind alle Zungen entfesselt, der Zorn Aller bricht über den Kopf des Ritters los: er hat Irrthum über Irrthum, Dummheit auf Dummheit begangen, von der Kunst versteht er durchaus nichts.

„Er hat sich sogar plötzlich von seinem Sitz erhoben;" ruft ein Meister als letzten Beweisgrund.

Inmitten des fürchterlich werdenden Tumultes nimmt Walther seinen Gesang frei und vergnügt wieder auf, wie um im Namen der erwachenden Natur gegen den eisigen Hauch des Winters zu protestiren. Die über diese Unordnung glücklichen Lehrjungen tanzen einen verschlungenen Reigen um die wüthende Versammlung und wünschen Walther spöttisch den Hochzeitsstrauß.

Der zweite Akt zeigt uns eine der malerischen Straßen des alten Nürnbergs, auf der einen Seite ist die Bude des Hans Sachs, auf der andern erhebt sich das Haus Pogner's.

Ganz träumerisch kehrt Sachs von dieser lärmenden Versammlung zurück; nur er ist durch den Gesang des Ritters tief bewegt worden, er fühlt seine alten Glaubenssätze wanken.

„Ach! sagt er, (während das Orchester immer wieder Fragmente aus dem Liede Walthers wiederholt) ich kann diese Melodie nicht behalten, sie aber auch nicht vergessen, es war neu und klang dennoch wie ein alter Sang" . . .

Er kehrt heim und beginnt am offenen Fenster zu arbeiten.

Hier wird er von Eva überrascht, die den Ritter liebt, und die versucht von Hans Sachs einige Mittheilungen über die Versammlung und die Aufnahme, die Walther gefunden, zu erlangen.

„Für den ist Alles verloren!" ruft Sachs. „Wisse, mein Kind, wer als Meister geboren ist, kann unter den Meistern kein Glück machen, er muß außerhalb gehen, um es zu suchen."

„Ja, außerhalb wird er es finden!“ ruft das junge Mädchen zornig, „in der Nähe von Herzen, die noch von einer edlen Flamme glühen, trotz der neidischen und heimtückischen Meister.“

Noch zitternd vor Wuth kommt Walther dazu, er will seine Geliebte entführen und auf seinem Schlosse heirathen. Es ist vollkommen Nacht geworden, die Stunde ist günstig, die Straße leer. Eva willigt ein, dem Ritter zu folgen; aber Hans Sachs, der die Liebenden überwacht, öffnet zur Hälfte seinen Laden und läßt auf sie den Schein seiner Lampe fallen, ein heller Streifen versperrt den Weg, die beiden Liebenden werden durch diesen Strahl zu Gefangenen gemacht.

Nun kommt auch noch Beckmesser, mit einer Guitarre versehen; er glaubt, daß eine Serenade ihm das Herz Eva's günstiger stimmen wird und fängt zu präludiren an.

Seinerseits hat Sachs sein Werkzeug hinaus gebracht und beginnt zu arbeiten; er wird auf diese Weise die Flüchtigen besser überwachen können. Mit aller Kraft schlägt er auf seinen Leisten und stimmt einen lärmenden Gesang an, zum großen Mißvergnügen des Serenadenspenders.

Schon werden einige Fenster geöffnet und besorgte Gesichter zeigen sich, um zu erfahren was zugehe. Beckmesser, der nicht weichen will, singt immer lauter um die Stimme Sachs' zu übertönen, der seinerseits auch nicht schweigen mag. Die Katzenmusik wird fürchterlich, die aus dem Schlafe geweckten Einwohner eilen von allen Seiten herbei. David, welcher glaubt, daß die Serenade seiner Freundin Magdalene, Eva's Dienerin, gilt, fällt über den Sänger mit Faustschlägen her. Aus den Fenstern leert man Krüge mit Wasser auf die Köpfe der Unruhstifter; die Lehrlinge vermehren mit Vergnügen die Unordnung, Alle sprechen zu gleicher Zeit, man erhitzt, man streitet sich, von allen Seiten fallen blindlings Hiebe, die Verwirrung wird allgemein.

Plötzlich ertönt in der Ferne ein Trompetenton und wie durch Zauber zerstreut sich die Menge, Jeder kehrt zu sich zurück, die Fenster werden geschlossen und der Nachtwächter, der sich die Augen reibt und geträumt zu haben glaubt, kommt langsam die öde Straße herauf.

„Hört Ihr Leut und laßt Euch sagen: die Glocke hat elf geschlagen, hütet Euch vor Gespenstern und Spuck, daß kein böser Geist Eure Seel' beruck!“ singt er, während der Mond sein breites Gesicht hinter den spitzen Giebeln zeigt.

Als der Vorhang sich wieder erhebt, erblickt man das Innere der Wohnung des Hans Sachs. Walther, der die Nacht unter dem Dache des Schusters zugebracht hat, tritt niedergeschlagen und entmuthigt in die Werkstatt ein, denn der beginnende Tag ist der, an dem das Fest und der Wettstreitt statt haben werden: Jede Hoffnung, Eva zu erlangen ist also verloren.

„Nun,“ spricht Sachs, „entsagt noch nicht, macht mir ein Gedicht, zum Beispiel über den Traum, der heute Nacht Euren Schlaf gekreuzt hat.“

Der junge Mann gehorcht und Sachs schreibt die Verse auf ein Blatt Papier, das er absichtlich auf dem Tische liegen läßt, während sie beide fortgehen, um sich für das Fest vorzubereiten.

Sie sind kaum fortgegangen, als Beckmesser, noch ganz zerschlagen von dem nächtlichen Kampf, den ihm das Orchester spöttisch in Erinnerung bringt, eintritt. Sein Blick fällt auf das Blatt Papier, er liest die Verse und glaubt nun, daß auch Sachs sich mitbewerben wolle und nach der Hand Eva's strebe; als der Schuhmacher zurückkommt, macht ihm Beckmesser hierüber bittere Vorwürfe und überhäuft ihn mit beißendem Spott.

„Was habt Ihr?“ sagt Sachs lachend. „Ich habe nie daran gedacht, mich um den Preis zu bewerben, und wenn diese Verse Euch gefallen, so gebe ich sie Euch, macht damit was Ihr wollt.“

Beckmesser, der glaubt, daß diese Verse von Sachs, dem geschicktesten Meister Nürnbergs sind, trägt ganz vergnügt und siegesgewiß das glückbringende Blatt davon.

Herrlich geschmückt für das Fest, aber traurig und mit bleicher Stirn, tritt Eva im Vorbeigehen in die Werkstatt Sachsens ein. Zum Vorwand ihres Besuches hat sie ihren Schuh genommen, der, wie sie behauptet, sie drückt, aber Sachs weiß wohl, wo „der Schuh sie drückt“, trotz der Vorwürfe, die sie ihm macht, daß er es nicht erräth. Während der Schuhmacher, vor ihr knieend ihr den Schuh abzieht und sich den Anschein giebt, als wolle

er den Schuh, an dem sie alle möglichen Fehler findet, repariren, tritt Walther aus dem Zimmer und bleibt oben an der Treppe, geblendet von dem jungen Mädchen stehen, die in ihrer Braut-toilette schöner als je ist. Mit Begeisterung dichtet er nun aus dem Stegreif die letzte Strophe seines Liedes.

Mit zurückgehaltenem Athem, zitternd vor Ueberraschung und Erregung hört Eva ihm zu.

„Nun paßt der Schuh endlich?“ fragt Sachs mit trauriger Stimme.

Eva begreift nun, daß der gute Schuhmacher ihr Freund und Verbündeter ist, und wirft sich weinend in seine Arme.

Nach einem kurzen Zwischenakt sehen wir nach dem Erheben des Vorhangs den Platz, wo das Fest stattfinden wird. Es ist am Ufer des Flusses, in welchem Nürnberg seine spitzen Dächer, Thürme und Wälle spiegelt, auf einer großen Wiese, die sich längs des Flusses hinzieht. Von allen Seiten kommen Bürger und Bauern herbei; beflaggte Kähne entladen fröhliche Gesellschaften, die Vereine rücken beim Klang der Stadttrompeten näher, die bebänderten Lehrjungen mischen ihre Freude diesem heitern Tumult bei, sie umschlingen muntere junge Mädchen und tanzen auf dem Grase einen ländlichen Reigen; aber eine Bewegung der Menge meldet die Ankunft der Meistersinger. Die Ruhe stellt sich wieder her, und die Meister halten majestätisch ihren Einzug. Die reizende Eva ist nahe bei ihrem Vater, in der Hand den dem Sieger bestimmten Kranz haltend.

Jetzt erscheint auch Hans Sachs. Eine kurze Bewegung läuft bei seinem Anblick durch die Menge, die ihre Freude nicht zurückhalten kann; ein nicht enden wollender Jubel empfängt den Liebling des Volkes, und wie einer plötzlichen Eingebung folgend, stimmen Alle den Gesang an, mit dem Hans Sachs Luther und die Morgenröthe der Reformation begrüßt hat:

„Wache auf, es naht der Tag,
Ich hör' singen im grünen Hag'
Ein' wonnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm' durchklinget Berg' und Thal:
Die Nacht neigt sich zum Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth'
Her durch die trüben Wolken geht.“

Nichts kann eine Vorstellung von der Gewalt dieses Liedes geben, das jedes Streben des Menschen nach der Freiheit zu enthalten scheint.

Der Wettstreit beginnt; Beckmesser, der das Gedicht Walther's nicht verstanden hat, skandirt es nach seiner Weise und singt es zu den albernen Motiven seiner Serenade. Er geräth so sehr in Verwirrung, daß die Anfangs überraschte Menge bald in lautes Lachen ausbricht.

„Uebrigens," sagt der ärgerliche Sänger, „sind die Verse nicht von mir, sie sind von Sachs."

„Nun denn, so soll Walther sie singen!" sagt Hans Sachs.

Die Schönheit und Tugend des Ritters machen einen günstigen Eindruck auf das Volk und als seine reine Stimme ertönt und das herrliche Gedicht hören läßt, bricht von allen Seiten der Beifall los, selbst die verstörten Meister können ihre Bewegung nicht verbergen, der Jubel wird allgemein.

Der glückliche Sieger kniet freudetrunken vor seiner Geliebten nieder, die mit zitternder Hand seine Stirn mit dem Lorbeerkranz schmückt.

Der Ring des Nibelungen.

Das Rheingold.

Vorspiel.

Beim Aufgehen des Vorhangs bemerkt man in einem bläulichen Halbschatten die unbestimmten Tiefen des Rheins, aus dem hier und da schwarze Felsen ragen. Eine friedliche Wellenbewegung erregt das Wasser, das langsam zu fließen scheint.

Plötzlich ertönt eine Stimme, und eine Nixe, von den Höhen gleitend, umkreist schwimmend ein Felsenriff, an dessen Gipfel matt eine Lage Goldes erglänzt; dann gleiten zwei andere Rheintöchter unter das Wasser und alle drei verfolgen einander spielend um das allmächtige, noch unbekannte und unberührte Gold.

Aber jetzt schwingt sich aus dem dunkeln Grunde des Wassers ein seltsamer Zwerg auf, der mit lüsternem Blicke dem reizenden Spiel der Nixen folgt. Anfangs erschreckt er sie. Aber sobald sie erkennen, daß der Zwerg in sie verliebt ist, lachen sie über ihre Furcht. Jetzt machen sie sich ein Spiel daraus, ihn zu verfolgen, zu verlocken, und ihm wieder zu entschlüpfen, indem sie ihn mit spöttischem Lachen verhöhnen. Die Sonne erstrahlt jedoch über dem Flusse; ein Strahl fällt auf das Gold, das plötzlich erglänzt und die Tiefen des Flusses erleuchtet.

„Was ist das?“ ruft der geblendete Nibelunge.

„Wie!“ antworteten sie, „Du weißt nichts von dem wunderbaren Golde, das abwechselnd schläft und wacht?“

„Nichts von dem köstlichen Stern, der unter den Wogen glänzt?“

„Dennoch würde Derjenige, der aus dem Golde einen Ring schmieden könnte, die Herrschaft der Welt erringen; aber um diese Macht zu erreichen, muß man vor Allem der Liebe entsagen. Deshalb haben wir auch keine Furcht, daß unser Spielzeug uns entwendet werde, denn alles Lebende will lieben. Niemand willigt darein, den Freuden der Liebe zu entsagen — und am wenigsten der Nibelung Alberich, der fast vor verliebter Begierde stirbt."

Mit tiefer Aufmerksamkeit hat der Zwerg dem Geplauder der Nixen gelauscht, die ihm thörichter Weise das Geheimniß des Goldes enthüllen. Er klettert von Gipfel zu Gipfel, gleitet, fällt zurück, beginnt aber eifrig von neuem; und bald ruft er mit schrecklicher Stimme:

„Spottet jetzt, falsche Nixen; für die Folge könnt Ihr in der Dunkelheit scherzen, denn ich entreiße dem Riff das wunderbare Gold. Ich werde den rächenden Ring schmieden und möge die Fluth es hören: Ich verfluche die Liebe!"

Der Zwerg taucht unter und verschwindet mit seiner leuchtenden Beute, verfolgt von den entsetzten Nixen.

Der ganze Fluß weicht mit ihnen zurück und enthüllt langsam den Gipfel eines Berges, auf dem die Götter entschlafen sind.

Auf dem Gipfel eines benachbarten Berges, der nach und nach von dem Morgennebel frei wird, erscheint, von der aufgehenden Sonne vergoldet, ein seltsames und mächtiges Schloß: es ist die Walhalla, die prächtige Burg, die die Riesen für die Götter erbaut haben.

Wotan und Frigga betrachten sie beim Erwachen mit Freude und Ueberraschung, aber die Göttin ist besorgt: die unermüdlichen Arbeiter werden ihren Lohn verlangen. Unglücklicherweise hat ihnen Wotan Freia, die sanfte Göttin der Liebe, versprochen. Nun da die Arbeit vollendet ist, heißt es zahlen.

Jetzt eilen bald die Riesen, Thäler und Bäche überschreitend, herbei, und Freia, ganz in Thränen aufgelöst, kommt, um bei den Göttern Schutz zu suchen.

Loge, der Gott der Wärme, hatte es übernommen, das Lösegeld Freia's zu finden; endlich kommt er an, der spottende Gott; aber vergebens hat er Himmel und Erde durchstöbert, nirgendwo hat er etwas entdeckt, das den Reiz der Liebe übertreffen könne.

Ein einziges Wesen jedoch hat ihr die Macht des Goldes, welch' letzteres es den Rheintöchtern entwendet hat, vorgezogen.

Dieser Erzählung hören die Riesen aufmerksam zu; der Wunsch, das Gold zu besitzen, erwacht in ihnen. Wenn man ihnen dies allmächtige Metall verschafft, werden sie auf Freia verzichten, aber inzwischen führen sie die reizende Göttin, die weint und bittet, mit sich fort.

Darauf verfinstert sich der Himmel, eine tödtliche Trauer bemächtigt sich der Götter; das Alter breitet sich plötzlich über sie; Frigga wankt, Wotan neigt das Haupt; der Gott der Freude sieht die Rosen seiner Krone verwelken; Thor besitzt nicht mehr seinen furchtbaren Zorn; der Hammer, dessen Schläge den Donner verursachen, entfährt seiner Hand; Jugend, Schönheit und Liebe sind mit Freia verschwunden.

Plötzlich entschließt sich Wotan, sich aufzumachen, um dies so ersehnte Gold zu erobern. Begleitet von Loge steigt er in das Schattenreich hinab, wo die Gnomen unaufhörlich die Metalle schmieden. Er wird bald des Nibelungen, der das Gold besitzt und sich schon alle schwarzen Schmiede unterworfen hat, Herr und schleppt ihn mit seinen Schätzen auf den Berg der Götter.

Aber dem beraubten Nibelungen bleibt noch der allmächtige Ring; er drückt ihn als letzte Hoffnung in seine Hand: aber umsonst; Wotan entreißt ihn ihm und läßt dann den Zwerg frei nach dem Innern der Erde zurückkehren.

„So sei dieser Ring auf ewig verflucht!“ ruft er; „Wehe! dem Besitzer des Goldes; möge Der, der ihn nicht besitzt, ihn mit Wuth begehren, und der ihn Besitzende bewahren ihn mit Todesangst .... Verflucht! Verflucht!“

Und er sinkt in die Nacht des Nibelheim zurück.

Freia ist zurückgekehrt und mit ihr Freude und Jugend; die Riesen häufen vor ihr das Gold des Nibelungen auf; sie wollen davon einen Klumpen, so groß, daß er die Göttin vollständig verberge. Diese verschwindet in der That, jedoch ihr Blick gleitet noch wie Sternenstrahl durch eine kleine Spalte. Ach! der Schatz ist erschöpft; es bleibt nur noch der Ring, der gerade den Spalt füllen würde, aber Wotan will ihn nicht geben. Vergeblich bitten ihn die Götter, als eine feierliche Stimme ertönt und

in einem fahlen Scheine langsam die uralte Erda, die bleiche Göttin, erscheint, die älter ist als die Welt und vor der nichts verborgen ist.

„Gieb nach, Wotan, gieb nach; fliehe den verfluchten Ring; Vergangenheit und Zukunft ist mir offenbar. Höre! Höre! Alles, was existirt, wird aufhören zu sein; eine Zeit wird kommen, wo eine finst're Dämm'rung sich über die Götter breiten wird; trenne Dich von dem verfluchten Ring.“

Erda verschwindet. Wotan, nachdenklich, wirft den Ring von sich.

Der Stolz und die Kraft sind indessen unter die Götter zurückgekehrt. Thor schwingt seinen Hammer und mit furchtbarer und vergnügter Stimme ruft er den Wind und die Wolken; der Himmel wird trübe, der Blitz zuckt, der Donner bricht mit Macht los und während der Regen in schweren Tropfen fällt, entschleiert sich die Walhalla auf dem Gipfel der Berge und der Regenbogen breitet seinen Halbkreis über das Thal aus.

Die Götter richten sich nach dieser leuchtenden Brücke, um von dem Schloß, das in der untergehenden Sonne erglänzt, Besitz zu nehmen. Jetzt steigen klagende Stimmen aus dem Thale auf; es sind die Rheintöchter, die ihr glänzendes Spielzeug beweinen; aber der Gesang, der von der Götterburg erschallt, übertönt die Stimmen der Nixen und die Götter ziehen triumphirend in Walhalla ein.



Die Walküre.

Erster Tag.

Hier beginnt das menschliche Drama.

Wotan, sorgenvoll seit der düstern Weissagung Erda's und fühlend, daß der schimpfliche Handel, den ihn die Bezahlung der Walhalla gekostet, seine Göttlichkeit verringert und das Gleichgewicht der Welt gebrochen hat, Wotan hat ein Menschengeschlecht gezeugt, aus welchem ein Held entstehen soll, der durch seine eigene Kraft das Gold den Riesen entreißen wird, um es seiner ursprünglichen Wiege zurückzugeben, auf diese Weise die Schuld der Götter tilgend.

Siegmund ist der von Wotan für diese Erlösung erkorne Held.

Als beim ersten Akte sich der Vorhang hebt, enthüllt er das Innere einer Wohnstätte des ersten Zeitalters. Eine hundertjährige Esche erhebt ihren gewaltigen Stamm in der Mitte des Saales und breitet nach allen Richtungen ihre grünen Zweige aus, die das leinene Dach stützen. Als Herd dient ein breiter Stein, auf der kahlen Erde liegen einige Thierfelle und eine hohe, aus Baumstämmen gefertigte Thür, dient zum Schließen.

Der Sturm entfesselt sich; Siegmund, den der Zorn des Himmels zu verfolgen scheint, tritt wankend ein und fällt entkräftet neben dem Herde nieder.

Eine junge Frau, durch das Geräusch herbeigezogen, erscheint jetzt und beugt sich voll Mitleid und Ueberraschung über den Fremden; dann reicht sie ihm, um ihn zu erquicken, eine Schale voll Honigwasser.

Siegmund erhebt die Augen zu ihr, ihre Blicke begegnen sich und tauchen lange mit tiefer Bewegung ineinander. Aber Siegmund erhebt sich plötzlich.

„Lebewohl! Lebewohl!“ ruft er, „ich führe überall das Unglück mit mir; so will ich es wenigstens von Dir entfernt halten!“

„O, bleibe!“ antwortet sie lebhaft; „wo die Verzweiflung herrscht, vermag das Unglück nichts!“

Und während sie von neuem stillschweigend, von wachsender Unruhe befallen, einander betrachten, erscheint auf der Schwelle Hunding, der gestrenge Gatte, der grausame Krieger mit von seltsamen Zierrath bedecktem Helm.

„Es ist ein von der Ermüdung überwältigter Gast, der Aufnahme begehrte,“ sagt Sieglinde, den Blick des Gatten beantwortend.

„Die Gastfreundschaft ist mir heilig,“ sagt Hunding zu dem Unbekannten: „Lasse auch Dir mein Haus heilig sein.“

Und mit einer Handbewegung läd er ihn zum Mahle.

Siegmund erzählt nun, woher er kommt. In einem Kampfe gegen einen benachbarten Herrscher besiegt und seiner Waffen beraubt, hat er durch den Sturm fliehen müssen.

„Dir ist das Glück nicht hold!“ ruft Hunding: „der Herrscher, den Du soeben nanntest, ist mein Verbündeter, Du bist also zu Deinem Todfeinde gekommen. Jedoch gewähre ich Dir Zuflucht unter meinem Dache bis zum nächsten Morgen, aber dann: hinaus aus diesem Hause! und treffen wir uns wieder, so ist es zum Kampfe!“

Und Hunding zieht sich mit finsterem Gesichte zurück, Sieglinde mit fortziehend, die dem unglücklichen Gaste einen mitleidigen Blick zuwirft.

Niedergeschmettert sinkt Siegmund neben dem Herde nieder. Wo wird er eine Waffe finden, um sich zu vertheidigen? Wer wird ihm in dieser bittern Noth zu Hülfe kommen?

Da erscheint Sieglinde wieder. Sie hat ihrem Gatten den Saft einer betäubenden Pflanze eingeflößt; der Fremde wird gerettet werden, wenn er dem Stamm des Baumes ein wunderbares Schwert entreißen kann, das ein unbekannter Greis eines Tages hineinstieß, so Jedermann herausfordernd, es herauszuziehen.



Keinem Anderen als Siegmund war das Schwert bestimmt. Beim ersten Versuch giebt es schon nach und schon glänzt es in seiner Faust. Er braucht hinfüro nichts mehr zu fürchten; er wird die angebetete Frau, die er jetzt wiedererkennt, zu vertheidigen wissen. Ist sie nicht seine, einst dem verödeten Heim geraubte Milchschwester?

Er findet sie endlich wieder und entreißt sie dem Feind.

„Meine Geliebte! meine Schwester;“ ruft er leidenschaftlich.

Und er nimmt sie in seine Arme und trägt sie aus der traurigen Wohnung fort durch den Wald, der vom Mondschein erhellt wird.

Im zweiten Akte sehen wir wieder die Berge, wo die Götter wohnen.

Freudig meldet Wotan Brunhilde, der schönen Walküre, deren Helm und Panzer von Silber glänzen, daß sie heute den Sieg dem von den Göttern geliebten Helden Siegmund verleihen muß.

Aber während die glückliche Walküre ihren Kriegsruf erschallen läßt und auf ihrem schwarzen Pferde von Gipfel zu Gipfel springt, kommt in ihrem von Widdern gezogenen Wagen die eifersüchtige Göttin Frigga, die Beschützerin der ehelichen Schwüre, hinzu: sie verlangt Rache für den beleidigten Hunding.

„Dieser Siegmund, den Du beschützt,“ sagt sie, „ist nicht der freie Held, der Dich loskaufen soll, denn Du hast ihn geleitet, ans Ziel gestoßen; Du täuschst Dich selbst, Siegmund muß sterben.“

Wotan ist schmerzlich betrogen. Die Göttin hat Recht; Siegmund hat nicht aus freien Stücken gehandelt. Er muß also diesen Unglückssohn seinem Schicksal überlassen.

Und der von Schmerz gebeugte Gott entschließt sich dazu. Zur Walhalla muß die Walküre den dem Tod geweihten Helden führen.

Hier erscheinen die Flüchtigen, welche Hunding wuthentbrannt verfolgt.

Sieglinde, deren Kraft zu Ende ist, fällt ohnmächtig in die Arme ihres brüderlichen Geliebten.

In diesem Augenblicke erscheint die betrübte Walküre vor Siegmund.

„Wer," fragt er, „bist Du? Du, die Du mir so schön und ernst erscheinst?"

„Diejenigen, welche mich sehen, haben nur noch wenige Stunden zu leben," antwortet sie; „bald wirst Du mir in die Wohnung der Götter folgen."

„Wird Sieglinde auch dorthin kommen?" fragt er.

„Nein, denn sie soll noch auf der Erde leben."

„Dann täuschst Du dich, ich werde mich nicht von ihr trennen, alle Beide werden wir hier sterben."

Und er zückt sein Schwert nach Sieglinde.

Beim Anblick dieser Liebe und dieses Schmerzes fühlt sich die Walküre zum ersten Male von menschlicher Rührung ergriffen.

„Halt ein!" ruft sie, „gehe ohne Furcht in den Kampf, ich werde Dich beschützen."

Bald ruft und fordert der wilde Hunding Siegmund zum Kampfe heraus; die Gegner treffen sich und kämpfen auf einem durch die Wolken halb verschleierten Hügel.

Hunding will schon triumphiren, da erscheint die Walküre in einem Schein und bedeckt Siegmund mit ihrem Schild. Erzürnt über den Ungehorsam Brunhilden's eilt nun Wotan in einer Sturmeswolke daher und indem er den Donner schleudert, zerbricht er den Speer in den Händen Siegmund's, der tödtlich getroffen fällt.

Der dritte Akt zeigt uns einen rauhen Felsen, auf dem sich die Walküren, Schwestern Brunhilden's, nach dem Kampfe vereinigen. Durch die von Blitzen erleuchteten Wolken reitend, eilen sie herbei; mit wildem Schreien rufen sie sich einander freudig zu und schlagen lärmend ihre Waffen.

In Thränen gebadet kommt Brunhilde an; sie hat Sieglinde, die ihren Geliebten nicht überleben will, in ihren Armen davongetragen.

„Lebe," sagt sie zu ihr, „lebe für den großen Helden, den Du unter dem Herzen trägst."

Und sie giebt ihr die kostbaren Trümmer von Siegmund's Schwert.

„Rettet sie, meine Schwestern, das arme Weib," setzt sie



hinzu; „ich muß hier bleiben, um die Strafe für meine Fehler zu büßen!“

In der That erschallt voller Zorn die Stimme Wotan's.

Er holt bald die schuldige Göttin ein, die den hohen Befehl übertreten hat.

„Ich habe zwar nicht Deinen Befehl, aber Deinen geheimen Wunsch befolgt,“ sagt Brunhilde zu ihm.

Der Gott ist nicht frei, leider! die uranfänglichen Gesetze binden ihn, er kann nicht verzeihen. Die gefallene Walküre soll auf dem Wege einschlafen und so der Gnade des Ersten, der ihr begegnen wird, preisgegeben sein.

„Wohlan,“ sagt sie, „umgieb mich mit einem Flammenmeer, damit der, welcher sich mir nähern wird, zum wenigsten ein Held sei!“

Mit welchem Schmerz trennt sich der Gott von seinem geliebten Kinde und nimmt, mit einem letzten Kusse, die Göttlichkeit von ihr! Jetzt ist sie nur mehr eine entschlafene Frau, um welche sich ein flammender Wall entzündet.

Siegfried.

Zweiter Tag.

Nach dem Tode Siegmund's gab Sieglinde, die sich in einen wilden Wald geflüchtet hatte, einem Sohne das Leben und sterbend übergab sie ihn dem Niebelungen Mieme, welchen Alberich, erster Besitzer des Goldes, einst gezwungen hatte, das allmächtige Gold zu schmieden.

Der mißgestaltete Zwerg hat in seiner Höhle den Abkömmling der Götter aufgezogen; nicht mit einem Gefühl der Aufopferung, sondern mit dem einzigen Gedanken sich seiner später zu bedienen, um dieses Gold, den Gegenstand aller seiner Wünsche, zu erobern.

Siegfried ist jetzt ein schöner, feuriger, unbezwingbarer Jüngling, dessen heldenhafte Gefühle erwachen, und der davon träumt, die Welt zu erobern. Inzwischen gebietet er als Herr in dem Walde; der freudige Ton seines silbernen Hornes antwortet dem Gesang der Vögel; der junge Thor springt mit dem Reh um die Wette und wirft den Ur nieder. Da tritt er eben zur Höhle herein; sein helles Lachen ertönt. Zum großen Schrecken Mieme's schleppt er einen schwarzen Bären nach sich, dessen er sich gerade bemächtigt hat.

Aber diese Spiele und Kämpfe genügen ihm nicht mehr. Ungeduldig forscht er den Zwerg nach der ihm unbekannten Welt aus; er will fliehen, den Wald verlassen, nie mehr zurückkehren. Nun zeigt ihm Mieme die Trümmer des durch den Donner in



den Händen Siegmund's zerbrochenen Schwertes, die Sieglinde als kostbarstes Gut ihrem Sohne vermacht hat.

Siegfried bemächtigt sich dieser Stahlstücke, zündet das Feuer der Schmiede an und wirft die Trümmer auf den Tiegel. Dann erhebt er den schweren Hammer und schmiedet mit triumphirendem Gesang das Schwert Wotan's vollständig wieder zusammen. Noch rauchend, schwingt er dasselbe alsbald und mit einem einzigen Hieb spaltet er den nun unnützen Ambos.

Mieme führt den jungen Helden nach dem wildesten Theile des Waldes vor die Höhle, wo der in einen Drachen verwandelte Riese Fafner das den Nibelungen geraubte Gold hütet.

Lachend über den scheußlichen Anblick des Ungeheuers, bekämpft Siegfried dasselbe und tödtet es. Den Schatz verschmäht er, er nimmt nur den Ring, dessen Macht er nicht kennt und einen magischen Panzer, der dem ihn Tragenden jede Gestalt anzunehmen erlaubt.

Wie entkräftet streckt sich nun der Jüngling am Fuße eines Baumes aus, der von der Sonne ganz überfluthet ist; träumerisch lauscht er den tausend Stimmen des Waldes. Ein unbekanntes Sehnen regt sich in seinem Herzen. Die Vögel fliegen paarweise und er, ach! ist einsam. Er denkt an seine Mutter, an die Gefährtin des Mannes, jenes geheimnißvolle Wesen, das er nie gesehen hat und das er nicht kennt.

Der Gesang eines Vogels, der über seinem Haupte fliegt, nimmt zuletzt seine Aufmerksamkeit gefangen. Er lauscht; er glaubt den Sinn aus dem Liede dieses Vogels zu verstehen . . . der Vogel spricht in der That; könnte er nicht etwa die Seele seiner Mutter sein?

„Ach! Siegfried," sagt er, „Du besitzest jetzt den Schatz, Du könntest auch die schönste der Frauen erobern. Von Flammen umgeben, schläft sie auf einem hohen Felsen; wenn Du das Flammenmeer zu durchschreiten wagst, wird die kriegerische Jungfrau Dir gehören."

Und voller Begeisterung folgt Siegfried dem Vogel, der seinen Flug fortsetzt, um ihn zu seiner göttlichen Braut zu führen.

Im dritten Akte sehen wir Wotan wieder. Ueber den Rand eines Abgrundes gebeugt, ruft er voll finsterer Todesangst

Erda, die bleiche Göttin, die die Geschicke der Welt kennt; er will sie noch einmal über diesen Fall der Götter, den sie ihm anzeigte, ausforschen.

Bei dem Ton dieser Herrscherstimme erwacht die hellsehende Schläferin; langsam entsteigt sie dem Abgrund, in weiße Schleier gehüllt, die Augen halb geschlossen, ganz von Thau bedeckt.

Aber sie hat Wotan über nichts mehr aufzuklären. — Das Ende ist unvermeidlich . . . Wie überwuchert von ihren eigenen Schöpfungen, werden die Götter vor den Menschen verschwinden.

„Nun denn!“ ruft Wotan, der ohne Zweifel seiner Gottheit überdrüssig ist, „dieses Ende ersehne ich.“

Doch, als von Felsen zu Felsen springend und die Blicke auf seinen beflügelten Führer geheftet, Siegfried an Wotan vorbeistreift, sucht dieser ihm den Weg zu versperren; aber der freie und furchtlose Held zersplittert mit einem Schlage des Schwertes, das er sich selbst ohne jegliche Hülfe geschmiedet hat, die Lanze des Gottes.

Voller Freude schwingt er sich dann stürmisch auf den Feuerwall, durchschreitet furchtlos das Flammenmeer, betrachtet endlich, von heiligem Schrecken trunken, die in ihrem silbernen Panzer entschlafene Kriegerin und zitternd vor Liebe weckt er sie mit einem Kusse auf.

Die Götterdämmerung.

Dritter Tag.

Unter dem nächtlichen Schatten einer uralten Esche spinnen und weben die drei Nornen die Geschicke der Menschen. Ihr kalter Blick durchdringt die Zukunft und sieht dort nur Verzweiflung und Fluch. Sie werfen einander den Faden zu, den sie seit Beginn der Welt ohne Unterlaß spinnen.

Aber plötzlich zerreißt dieser Faden unter ihren Händen! Von Schrecken ergriffen, schmiegen sich die finstern Spinnerinnen aneinander und steigen in die Tiefen der Erde nieder, um sich in die Nähe der weisen Erda zu flüchten.

Der Tag bricht nun an. Siegfried und Brunhilde verlassen eins auf das andere gestützt die geheimnißvolle Grotte, die ihr Glück beschützt. Die Göttin hat für den geliebten Helden ihre Göttlichkeit abgestreift; sie hat ihm die Geheimnisse der heiligen Runen, die Wissenschaft der Götter, enthüllt. Aber es scheint ihm jetzt, als hätte er der, die ihm die Liebe offenbart hat, nichts gegeben.

Siegfried muß sie auf kurze Zeit verlassen, um zu neuen Thaten zu eilen. Von nun an wird er die Rüstung der Walküre tragen und den wilden Renner besteigen, der ehedem mit dem Sturme pflog.

Bevor er fortgeht, giebt der Held Brunhilden den goldenen Ring, der für die Liebenden weiter nichts als ein Pfand der Treue ist und nachdem sie einander ewige Liebe gelobt haben, trennen sie sich.

Auf seinem abenteuerlichen Laufe durch die Welt gelangt Siegfried zur Wohnung Gunther's, der ein mächtiger Herr an den Ufern des Rheines ist. Bei diesem Krieger wohnt seine reizende Schwester Gutrun und der finstere Hagen, den der Nibelunge Alberich mit einer Frau, die er durch den Glanz des Goldes verführte, gezeugt hat. Dieser hat seinem Sohne den Haß für die Abkömmlinge der Götter eingeflößt und ihn beauftragt, das allmächtige Gold zurückzugewinnen. Hagen sinnt schon auf den Untergang Siegfried's, als dieser die Schwelle mit seinem freudigen Ungestüm überschreitet und Gunther zuruft:

„Kämpfe mit mir oder laß uns Freunde sein!"

Der Herrscher nimmt ihn freundlich auf und Gutrun bietet ihm auf Hagen's Rath ein verderbliches Getränk, das seinen Geist in dem Grade stören soll, daß jede Erinnerung verwischt wird.

Die verführerischen Augen des jungen Mädchens machen ihn vollends trunken und bald vergißt er Brunhilde und seine Liebe; seine neue Leidenschaft hat alles ausgelöscht; er hält bei seinem Wirthe um die Hand von dessen Schwester an.

„Gewähre sie ihm," raunt Hagen Gunther zu, „unter der Bedingung, daß er für Dich die schöne Frau erobere, die inmitten von Flammen entschlafen ist."

Brunhilden's Name weckt nichts mehr in der Seele Siegfried's; er erinnert sich an nichts. — Gewiß, ohne Verzug wird er sich aufmachen, um für seinen Waffenbruder jene Braut zu erobern, und auf die Rückkehr ungeduldig, eilt er ohne zu zögern davon.

Bald wird die gefallene Göttin vor Gunther geführt, gebrochen, erschüttert. Nachdem Siegfried ihr den Ring, das Sinnbild beständiger Treue, entrissen, hat er sie mit Gewalt fortgeschleppt, um sie einem Fremden zu übergeben und er selbst eilt jetzt in die Arme eines andern Weibes.

So erhaben und unbegrenzt die Liebe der Tochter der Götter war, so schrecklich wird der Zorn diesem Verrath gegenüber. Siegfried wird dem Tode geweiht; nur durch den Tod kann Brunhilde den bezaubernden Helden, dem sie alles gegeben hat, zurückgewinnen.

Meuchlings überfallen, soll er auf der Jagd sterben. Die

Rheintöchter tauchen aus den Wellen, um es ihm zu prophezeien und verlangen von ihm den Ring, der ihn mit seinem Fluch umgiebt, zurück; aber Siegfried verweigert ihnen das Kleinod.

Bald nachher, während er seinen Begleitern, die rings um ihn stehen, die Geschichte seines Lebens erzählt und nach und nach den Faden seiner Erinnerungen wieder auffindet, sticht ihn Hagen plötzlich hinterlistig mit seinem Speer. Der Held sinkt und stirbt, den wiedergefundenen Namen „Brunhilde“ aussprechend.

Die bestürzten Krieger betten Siegfried auf seinen Schild und während der bleiche Mond aufgeht, tragen sie ihn langsam von dannen.

In der letzten Scene bringt eine stöhnende Menge den Leichnam Siegfried's unter die schweren Säulenhallen der Wohnung Gunther's, die von Fackeln trübe erleuchtet wird, und gesellt ihre Klagen dem dumpfen Brausen des Rheines bei, der in der Tiefe seine schwarzen Fluthen rollt.

Gutrun bricht in Rufe der Verzweiflung aus, aber Brunhilde, die feierlich vorschreitet, macht dieses Geschrei verstummen.

„Ich habe,“ sagt sie, „das Jammern von Kindern vernommen, die ihre Mutter rufen, aber keine Klage, die des Helden würdig wäre.“ Und nun befiehlt sie, einen großen Scheiterhaufen herzurichten, und als eine Fackel denselben entzündet hat, und Siegfried darauf gebettet ist, betrachtet sie denselben mit unbeschreiblicher Rührung und streift ihm den verhängnißvollen Ring, die Ursache alles Unglücks, vom Finger.

„Der Schmerz hat mich hellsehend gemacht,“ sagt sie; „Diejenigen, die die Schuld der Götter tilgen sollten, waren im Voraus dem Unglück und dem Tode geweiht. So möge unser Opfer denn den Fluch beenden: möge das Feuer den Ring reinigen und die Wellen ihn auf immer verschlingen! Das Ende der Götter steht nahe bevor. Aber wenn ich die Welt ohne Herrscher lasse, so vermache ich den Menschen den erhabensten Schatz meines Wissens. Wisset: weder Gold, noch göttliche Herrlichkeit, noch Allmacht können glücklich machen; nur die Liebe schafft uns Glückseligkeit in Freud' und Leid!“

Sie läßt sich ihr Walkürenpferd bringen und sich in den Sattel schwingend, stürzt sie sich mit einem Satz in die Flammen.

Darauf tritt der Rhein geräuschvoll aus seinen Ufern und zerstreut die Asche des Scheiterhaufens. Freudig erheben die Rheintöchter den wiedereroberten Ring, während Hagen, der vorgesprungen war, um ihn zu erfassen, in die Tiefe gerissen wird, und man auf den Höhen in einem Dämmerscheine die Walhalla unter den erbleichenden und verschwindenden Göttern zusammenstürzen sieht.



Parsifal.

Das heilige Fest.

Erster Akt.

Der erste Akt versetzt uns auf den Mont Salvat, in das Land, wo sich der geheimnißvolle Tempel des Graal erhebt, auf den nördlichen Abhang der Berge des westgothischen Spaniens.

Die Lichtung eines prächtigen Waldes am Ufer eines schönen Sees erwacht unter dem ersten Schimmer des Tages. Zwei Knappen und ein rüstiger Greis sind auf dem Rasen ausgestreckt und schlafen am Fuße eines Baumes. Von dem Tempel und Schlosse her, die man Beide nicht sieht, ertönt feierlich der Weckruf der Posaunen und die Schläfer, die die Aufgabe hatten, über den heiligen Wald zu wachen, schnellen aus dem Schlafe empor, beschämt darüber, daß sie sich von diesem haben besiegen lassen. Gurnemanz schilt leise die jungen Leute; dann knieen alle drei zu einem stillen Gebete nieder.

Der Greis erhebt sich zuerst wieder.

„Auf jetzt, ihr Jünglinge,“ ruft er, „die Stunde ist gekommen, den König zu erwarten. Ich sehe schon die Boten sich uns nähern, welche dem Schmerzensbette, das ihn trägt, vorausgehen.“ Und er redet zwei Ritter, die von dem Schlosse kamen, an.

„Heil Euch! wie befindet sich Amfortas heute? Sehr frühzeitig steigt er zu den Wellen des Sees nieder. Sagt, ob, wie ich vermuthe, die heilsame Pflanze, die Gawan durch List und Kühnheit für ihn erobert hat, Linderung brachte?“

„Du vermuthest! obgleich Du alles weißt,“ antwortet der

Ritter. „Bald wurden die Schmerzen noch brennender und durch die Heftigkeit des Leidens, des Schlafes beraubt, verlangte der König begierig nach seinem Bade."

„Thoren, die wir sind, da Beruhigung zu hoffen, wo die Genesung allein lindern kann," murmelt Gurnemanz, indem er traurig den Kopf neigt. „Sucht alle Kräuter, alle Tränke, durcheilt die ganze Erde! Es giebt für ihn nur eine Hülfe und einen Erlöser!"

Der Greis antwortet jedoch ausweichend dem Ritter, der den Namen dieses Ritters wissen will.

Die Knappen, die sich entfernt haben und aus dem Hintergrunde der Bühne das Thal betrachten, sehen plötzlich auf einem scheuen Pferde, das über die Wiesen zu fliegen scheint, eine seltsame und wilde Frau herbeieilen, die alsbald aus dem Sattel springt und mit Ungestüm auf die Bühne stürzt.

Ihre schwarzen Haare hängen halbaufgelöst über ihre bleiche Stirn, ihr Blick glänzt finster und starr, ihre seltsame Kleidung wird durch einen Gürtel von Schlangenhaut gehalten.

„Hier," sagt sie zu Gurnemanz, „nimm! ein Balsam; wenn der nicht lindert, so besitzt Arabien nichts mehr, das dem König helfen könnte. Forsche nicht, ich bin müde."

Und sie wirft sich auf den Boden wie ein abgehetztes Thier.

Diese Frau ist die wilde und geheimnißvolle Kundry. Niemand weiß, wer sie ist, noch woher sie kommt. Sie hat sich zur Botin der Graalsritter gemacht; die gefährlichsten Aufgaben erfüllt sie mit Eifer und Geschicklichkeit, aber nie nimmt sie irgend welchen Dank an. Ihr böser Blick und ihr höhnisches Lachen scheinen das Gute, das sie thut, zu leugnen. Ein schrecklicher Fluch scheint auf ihr zu lasten. Manchmal verschwindet sie während vieler Monate und sehr oft hat sie Gurnemanz ohne Lebensäußerung hinter einem Strauche gefunden, in einen seltsamen, todesähnlichen Schlaf versunken.

Ein Zug von Knappen und Rittern geht Amfortas, der in einer Sänfte getragen wird, voraus. Sie halten einen Augenblick an und der König läßt seinen fieberisch brennenden Blick über die wohlthuende Frische des Waldes gleiten.

„Ach!" murmelt er, „nach der wilden Schmerzensnacht nun

die morgendliche Pracht des Waldes; die Welle des heiligen Sees wird mich beleben, das Uebel zögert! Das Chaos der Qual erhellt sich. — Gawan!"

„Gawan, Herr ist nicht mehr hier," sagtein Ritter. „Da die Heilkraft der so theuer erworbenen Pflanze Deine Hoffnung täuschte, machte er sich zu neuem Suchen auf."

„Ohne meinen Urlaub!" ruft der König. „So möge er denn diese Nichtbefolgung der Gesetze des Graal büßen. O! Unglück über ihn, den trotzig Verwegenen, wenn er in Klingsor's Schlingen fällt. Störe mir Niemand mehr den Frieden; ich erwarte Den, der mir bestimmt ist: Durch Mitleid wissend. War es nicht so?"

„So hast Du uns gesagt."

„Der reine Thor! Ich glaube ihn zu erkennen. Ach! Könnte ich ihn „Tod" nennen!"

„Aber versuche zuvor noch dieses," sagt Gurnemanz, indem er dem König die Phiole, die Kundry gebracht hat, reicht.

„Woher kommt dieses geheimnißvolle Fläschchen?" fragt der König.

„Man bringt es Dir aus Arabien."

„Und wer hat es erworben?"

„Hier liegt es, das wilde Weib. Auf, Kundry, komm!"

Aber Kundry macht eine verneinende Bewegung.

„Du bist es," sagt Amfortas; „muß ich Dir noch einmal danken, unermüdliches, wildes Weib? Sei es! Ich werde auch diesen Balsam noch versuchen und wäre es auch nur aus Dankbarkeit für Deine Treue."

Aber Kundry ruft erregt:

„Keinen Dank! Ha! Ha! Was wird der Balsam helfen? Keinen Dank! Fort! Fort! ins Bad!"

Und während der Zug sich entfernt und Gurnemanz voller Traurigkeit dem König mit dem Blicke folgt, necken die Knappen Kundry, die wie ein Thier des Waldes am Boden liegt, aber Gurnemanz vertheidigt sie und ermahnt die jungen Leute, sie an die Dienste erinnernd, die sie ihnen unaufhörlich erweist.

„Dennoch haßt sie uns," sagt der eine von ihnen. „Sieh, wie sie hohnlächelt, wenn sie uns ansieht."

„Sie ist eine Heidin, eine Zauberin.“

„Ja,“ sagt Gurnemanz, „sie mag wohl eine Verwünschte sein. Vielleicht ist sie wieder in diese Welt zurückgekehrt, um die Sünden eines frühern Lebens zu sühnen, Sünden, die ihr im Himmel noch nicht verziehen sind? Wenn ihre Reue sie zu Handlungen treibt, die unserm Orden von Nutzen sind, so thut sie sicherlich Gutes, sie dient uns und kauft sich los.“

„Wenn sie wirklich treu und unerschrocken ist,“ sagt einer der Knappen, „so schicke sie aus um die verlorene Lanze zurückzugewinnen.

„Dies Werk ist Allen untersagt,“ ruft Gurnemanz. „O Quell des Leidens! O Wunderquell! O allzukühner Amfortas, wer hätte vermocht Dich zurückzuhalten, als Du, mit dieser Lanze bewaffnet, beschlossest, den Zauberer anzugreifen? Schon beim Heranrücken auf das feindliche Schloß wird der Held uns geraubt .... Eine Frau von Schrecken erregender Schönheit hat ihn gefesselt. Voller Trunkenheit liegt er in ihren Armen. Die heilige Waffe entfällt seiner Hand! .. Ein Todesschrei! ... Ich fliege auf den König zu! Höhnisch lachend, verschwindet Klingsor. Er hat die göttliche Lanze entwendet. Kämpfend begünstige ich die Flucht des Königs. Aber eine Wunde klafft an seiner Seite; und diese ist es, die sich nicht schließen will.“

Aufmerksam zuhörend haben sich die Knappen zu den Füßen des Greises niedergelassen.

„Vater,“ sagen Sie, „sprich weiter! Erzähle uns, Du hast also Klingsor gekannt? Wie ging das zu?“

„Merkt auf,“ sagt Gurnemanz. „Es war zur Zeit als die List und die Gewalt wilder Feinde das Reich des reinen Glaubens bedrohten; in einer feierlichen und heiligen Nacht sah der fromme Held Titurel, unser König, die seligen Boten des Erlösers sich über ihn neigen. Der Kelch, aus welchem der Erlöser bei dem Abendmahle trank, dieses heilige, edle Weihgefäß, das später als er am Kreuze hing, sein göttliches Blut aufnahm und die Lanze, die jenes Blut fließen machte, diese über alles theuren Reliquien vertrauten die himmlischen Boten der Hut unsers Königs an. Titurel errichtete alsbald darnach das Heiligthum. Ihr, die Ihr zu seinem Dienste durch den Sündern unzugängliche Wege

gelangt seid, Ihr wißt, daß es nur den schuldlosen Menschen verliehen ist, sich diesen zu den höchsten Werken der Erlösung bestimmten Brüdern zuzugesellen, die durch die heilige und wunderbare Kraft des Graal's gestärkt werden. Deshalb blieb auch Derjenige, über den ihr mich befragt, Klingsor, trotz der Mühe, die er sich gab, ausgeschlossen. Jenseits der Berge, in dem Thale, hatte er sich als Eremit niedergelassen, in der Umgegend erstreckte sich das üppige Land der Heiden. Was er dort verbrochen hatte, blieb mir verborgen, aber er wollte büßen, er strebte sogar nach der Heiligkeit. Unfähig, die unlautern Wünsche in sich zu ertödten, legte er selbst strafbare Hand an sich; diese Hand, die er nach dem Graale ausstreckte, wurde von dessen Hüter mit Verachtung zurückgestoßen. Die Wuth lehrte nun Klingsor, wie die schreckliche Unthat seines Opfers ihm dienen könnte, einen verhängnißvollen Reiz auszuüben; er verwandelte seine Wüste in einen Zaubergarten. Hier wachsen, gleich Blumen, teuflisch schöne Frauen, und mit höllischer Wollust bemüht er sich die Ritter des Graals hineinzulocken. Wer der Versuchung erliegt, gehört ihm und schon, ach! sind viele für uns verloren. Als Titurel, von hohem Alter gebeugt, das Reich seinem Sohne Amfortas übergeben hatte, verlangte diesen nicht nach Ruhe, bevor nicht jene Plage der Hölle getilgt wäre: ihr wißt, was sich zutrug. Die Lanze ist in den Händen Klingsor's und da er mit derselben sogar die Heiligen verwunden kann, so glaubt er schon, uns den Graal geraubt zu haben."

„Ha! vor allem gebe man uns die heilige Lanze zurück," ruft ein Ritter.

„Ruhm und Ehre Dem, der sie uns zurückbringt!"

Und Gurnemanz fährt fort:

„Vor dem öden Heiligthume erflehte Amfortas, in die Knie gebeugt, in heißem Gebete ein Erlösungszeichen, als ein mildes Licht vom Graale ausströmte; eine überirdische Erscheinung sprach zu ihm vernehmlich, und er konnte mit Klarheit diese Worte unterscheiden:

„Durch Mitleid wissend,
Der reine Thor,
Harre sein,
Den ich erkor."

Aber während die Knappen mit tiefer Bewegung die Worte des Orakels wiederholen, ertönen Rufe aus dem Walde.

„Wehe! Wehe! wo ist der Frevler?“

„Was giebt es?“ fragen Gurnemanz und die Knappen.

„Dort! . . . ein Schwan . . . ein wilder Schwan . . . er ist verwundet!“

„Wer hat ihn verwundet?“

Zwei Ritter, die dazu treten, antworten:

„Der König begrüßte als ein glückkündendes Zeichen, den über dem See kreisenden Flug des Vogels, als ein Pfeil geschleudert wurde.“

Neue Knappen führen Parsifal herbei.

„Der hier ist es, der geschossen hat.“

„Hast Du den Schwan getödtet?“ fragt der Greis.

„Gewiß!“ ruft Parsifal, „alles was fliegt, treffe ich im Fluge.“

„Unerhörter Frevel! in diesem heiligen Walde, dessen Frieden Dich umgiebt, hast Du einen Mord begehen können? Näherten sich Dir die traulichen Thiere nicht sanft und liebkosend? Was hat Dir dieser treue Schwan gethan? Für uns war er ein Freund . . . was ist er Dir nun? Sieh das schneeige Gefieder mit Blut befleckt; sieh die hängenden Flügel, den brechenden Blick . . . Siehst Du Deine Schuld ein?“

„Ich ahnt' sie nicht,“ antwortet Parsifal sehr verwirrt.

Und heftig zerbricht er seinen Bogen.

Man forscht ihn aus. Woher kommt er? wie heißt er? wer schickt ihn? Der junge Mann weiß von alle dem nichts: er weiß sogar nicht, ob er einen Namen hat.

Aber Kundry, die auf Parsifal einen lüsternen Blick gerichtet hat, antwortet für ihn.

„Seine Mutter Herzeleide hat ihn als Waise zur Welt gebracht, denn Gamuret wurde in der Schlacht getödtet. Um ihren Sohn vor dem frühen Tode der Helden zu bewahren, hat sie ihn fern den Waffen, in der Einsamkeit zum Thoren aufgezogen, die Thörin.“

„Ja,“ sagt Parsifal, der ihr mit lebhafter Aufmerksamkeit zugehört hat, „und einst streiften am Rande des Waldes, auf



schönen Thieren sitzend, glänzende Männer vorbei. Ich wollte ihnen gleichen, aber sie lachten und eilten rasch vorüber. Nun lief ich ihnen nach, aber ich konnte sie nicht erreichen. Ueber Berge und Thäler gelangte ich in wilde Orte, oft fiel die Nacht nieder, der Tag brach wieder an; mein Bogen vertheidigte mich gegen wilde Thiere und große Männer!

„Ja," sagt Kundry lebhaft, „die Uebelthäter und die Riesen traf seine Kraft. Sie fürchten alle den tapfern Jüngling!"

„Wer fürchtet mich? sprich!"

„Die Bösen."

„Waren die, die mich bedrohten, schlecht? Wer ist gut?"

„Deine Mutter, der Du entlaufen bist," sagt Gurnemanz, „und die weint und wegen Dir bekümmert ist."

„Ihr Kummer ist zu Ende. Seine Mutter ist todt," sagt Kundry.

„Todt! Meine Mutter! Wer sagt das?" ruft Parsifal, der wüthend über Kundry herfällt und sie an der Kehle faßt.

„Schon wieder heftig! Thörichtes Kind!" sagt Gurnemanz, ihn zurückhaltend.

„Ich verschmachte!" ruft der Jüngling, der wankt.

Kundry ist zu einer Quelle des Waldes geeilt und badet nun mit frischem Wasser die Stirne Parsifal's.

„So ist es Recht," sagt der Greis; „wer Böses mit Gutem vergilt, wendet das Uebel ab."

Aber Kundry wendet sich traurig ab.

„Ich thue nie Gutes," murmelte sie, „ich suche nur Ruhe. Ach! Ruhe für die Müde! . . . Grausen erfaßt mich . . . Vergeblicher Widerstand . . . die Zeit ist gekommen . . . . schlafen, ich muß schlafen."

Und mit ersticktem Schrei sinkt sie hinter einem Strauche hin.

Jedoch Gurnemanz, der hofft, daß dies vielleicht der dem König verheißene Erlöser ist, führt Parsifal zu dem Tempel; er soll der Ceremonie beiwohnen und wenn er der Auserwählte ist, wird seine Mission ihm vor dem Graal enthüllt werden.

Die Scenerie wechselt; das Gehölz verschwindet, während der Greis und Parsifal vorwärts zu gehen scheinen. Ein Felsblock verdeckt sie, dann sieht man sie in aufsteigenden Gängen

wieder. Trompetentöne schwellen leise an, die Glocken läuten immer stärker. Endlich gelangen sie in einen großen Saal, dessen sehr hohe Kuppel den Tag wie einen leuchtenden Regen eindringen läßt; die Graalsritter, in den blauen Waffenrock gekleidet, auf ihrem Mantel eine gestickte Taube, rücken in zwei Reihen vor.

Sie singen fromm:

„Wer jeden Tag zum letzten Liebesmahl bereit ist und sich nicht sorgt, daß es vielleicht heute zum letzten Mal ihn stärken wird, wer sich seiner Thaten halber freuen kann, daß das Mahl für ihn bereitet werde, der kann sich dem heiligen Tische nähern und die himmlische Gabe empfangen."

Jünglingsstimmen antworten aus halber Höhe des Saales:

„Wie sein Blut ehedem mit tausend Schmerzen für die sündhafte Menschheit geflossen ist, so werde mein Blut mit freudigem Herzen für den rettenden Held vergossen, so lebe dieser Leib, den er für unsere Erlösung dargeboten hat, in uns durch seinen Tod."

Ganz oben in der Kuppel fahren Kinderstimmen fort:

„Der Glaube lebt, die Taube schwebt, sanfter Bote des Erlösers, trinket den Wein, der für Euch fließt und eßt das Brod des Lebens!"

Knappen und dienende Brüder, die die Sänfte tragen, auf der König Amfortas ruht, treten nun ein. Kinder treten vor, einen mit purpurner Decke bedeckten Schrein tragend, welchen sie auf einen marmornen Altar niederstellen.

Plötzlich ertönt aus einer Nische, die sich in der Tiefe des Saales, hinter dem Altar wölbt eine Stimme Es ist die des alten Titurel.

„Mein Sohn Amfortas," sagt er, „bist Du am Amt? Darf ich heute noch den Graal sehen und leben? muß ich, von meinem Erlöser nicht mehr geleitet, sterben?"

„Ach! Ach! welche Qual!" ruft Amfortas, „mein Vater ach! einmal noch verrichte die heilige Handlung, ach! lebe und laß mich sterben!"

Und Titurel:

„Ich lebe in dem Grabe durch die Gnade des Herrn, aber

ich bin zu schwach, um ihm zu dienen. Sühne Du Deine Schuld in seinem Dienste. Enthüllt den Graal!"

„Nein, enthüllt ihn nicht!" ruft Amfortas in einem Ausbruch von Verzweiflung, „ach! ist es möglich, daß Niemand unter Euch die Qual ermessen kann, die der Anblick, der Euch hinreißt, in mir erweckt! Was ist die Wunde und die Wuth der Schmerzen gegen die höllische Pein, zu diesem Amt verdammt zu sein. Oh! schmerzvolles Erbe, das mir zugefallen ist: ich der einzige Sünder unter Euch, muß das erhabenste der Heiligthümer bewahren! Oh Strafe! Züchtigung ohne gleichen, von dem gekränkten Barmherzigen auferlegt! nach Ihm, nach der Gnade seines Heils lechze ich mit Begierde von Grund meiner Seele; durch die sühnende Buße hoffe ich zu ihm zurückzukehren; die Stunde naht, ein Strahl senkt sich auf das heilige Werk, die Hülle sinkt, die heilige Schale färbt sich mit leuchtender Pracht purpurroth; betäubt durch den himmlischen Genuß des Schmerzes fühle ich die Quelle des göttlichen Blutes sich in mein Herz ergießen; — aber nun strömt die sündige Welle meines eigenen Blutes in wilder Bestürzung heftig zurück, um sich in die Welt der Sündenzucht zu stürzen; von neuem durchbricht sie den Damm und fließt aus der Wunde, die durch dieselbe Lanze geschlagen wurde, die ehedem an der Seite des Erlösers jene Wunde öffnete, die in heiligem Sehnen des Mitleids blutige Thränen über die Verderbniß der Welt weint!"

„Wie aus der göttlichen Seite fließt aus meiner Wunde das brennende Blut des Sünders, ohne Unterlaß durch die Quelle der Begierde erneuert, der Begierde, welche ach! keine Buße vernichten kann. — Erbarmen! Erbarmen! Oh Allbarmherziger! Ach! Erbarmen, nimm mein Erbe zurück, schließe die Wunde, damit ich geläutert sterbe und gottselig in Dir wiedergeboren werde."

Und während der König erschöpft hinsinkt, murmeln die Ritter halblaut:

„Durch Mitleid wissend,
Der reine Thor,
Harre sein,
Den ich erkor.

So ist die Offenbarung, warte mit der Hoffnung und walte heute des Amtes."

„Enthüllt den Graal!“ ruft Titurel.

Stillschweigend hat sich der König erhoben; er eröffnet den goldenen Schrein und nimmt aus demselben die antike Reliquie: jene kristallene Schale, in der Joseph von Arimathia das Blut Christus auffing: den wunderbaren Graal!

Ein dämmerndes Dunkel herrscht jetzt im Saale, ein einziger von oben kommender Strahl fällt auf den Graal und dieser erglüht immer stärker in leuchtender Purpurfarbe.

Aus der Höhe der Kuppel ertönen Kinderstimmen:

„Nehmet hin mein Blut im Namen unsrer Liebe! Nehmt hin meinen Leib zu meinem Gedächtniß!“

Und die Ritter:

„Der Herr hat einst das Brod und den Wein des letzten Mahles durch das Mitgefühl der Liebe in das Blut, das er vergossen und den Leib, den er geopfert hat, verwandelt.“

„Das Blut und den Leib des Opfers wandelt der Erlöser, den Ihr verherrlicht, heute in diesen Wein, der für Euch fließt, in dieses Brod, das Ihr esset.“

„Nehmt hin das Brod, verwandelt es ohne Furcht zu Tapferkeit und Kraft des Körpers. Getreu bis zum Tode, unerschrocken im Leiden, erfüllt die Werke des Herrn.“

„Nehmt hin diesen Wein, verwandelt ihn von neue min feuriges Blut des Lebens, um in brüderlicher Treue vereinigt, mit freudigem Muthe zu kämpfen.“

Alle erheben sich und wechseln den Friedenskuß.

Stimmen aus der Höhe rufen:

„Selig im Glauben! Selig in der Liebe!“
„Selig in der Liebe!“
„Selig im Glauben!“

Parsifal ist diesem Vorgang mit verstörten Augen gefolgt. Aber er hat in seinem Geiste nur eine tiefe Betroffenheit hinterlassen.

In seiner Hoffnung getäuscht, stößt ihn Gurnemanz mit Zorn hinaus.

„Geh,“ sagt er, „Du bist nur ein Thor; fort, hinaus! und geh' Deines weges Weiter! Aber Gurnemanz räth Dir, lasse in Zukunft die Schwäne in Frieden. Armer Thor! suche eine Gefährtin unter Deinem Geschlecht!“



Zweiter Akt.

Der zweite Akt versetzt uns in das an der Grenze des arabischen Spanien gelegene Schloß des Zauberers Klingsor. Die Bühne stellt den leeren Innenraum eines mit Zimmern versehenen Thurmes dar. Die Mauern entlang sieht man nur schmale Stufen, die zu den Zimmern führen oder einige hervorspringende Steine.

Auf einem derselben sitzt der Zauberer Klingsor vor einem Metallspiegel; er senkt seinen Blick hinein und sieht in dessen magischer Spiegelung Parsifal freudig und ausgelassen, durch Zauberei angelockt, sich dem verwünschten Schlosse nähern,

Klingsor weiß wohl, daß dies der dem Graalskönige verheißene Erlöser ist; wenn es jedoch dem Zauberer gelingt, den jungen Thor, bevor dieser die hohe Sendung begriffen hat, für die er auserſehen ist, in die Schlingen des Fleisches fallen zu machen, so ist es um das Heil Amfortas' geschehen. Jede List, die unwiderstehlichsten Lockungen wird Klingsor anwenden, um den naiven und unschuldigen Jüngling zu verderben.

Ueber den finsteren Grund des Thurmes gebeugt, entzündet er Räucherwerk, dessen Rauch bläuliche Schatten zieht; dann spricht er mit geheimnißvollen Gebärden eine Beschwörungsformel aus.

„Zu mir! gehorche Deinem Herrn, erwache bei seinem Rufe, Urteufelsweib, Höllenrose, die ehedem Herodias war; komm herauf zu Deinem Herrn, gehorche Dem, der alle Gewalt über Dich hat!"

Langsam aus der Dunkelheit auftauchend, erscheint Kundry. Gleich einem aus tiefem Schlafe heftig aufgeweckten Wesen, stößt sie einen schrecklichen Schrei des Entsetzens aus, der sich nach und nach in ein schwaches Stöhnen der Angst verliert.

Sie ist es, die Macht ihrer Schönheit, die den offenherzigen Jüngling in die Gewalt des Zauberers liefern soll; hat nicht auch der König des Graals in ihren Armen die Heiligkeit seiner Pflichten vergessen? Leidet und kämpft er jetzt nicht ihretwegen unter dem grausamen Brande der sündhaften Begierde? die Verführerin hat gut sich sträuben, sich anstrengen um der Macht, die sie beherrscht, zu entschlüpfen; die unreinen Leidenschaften, die sie verzehren, werden sie schon zwingen, zu gehorchen.

Das Gute und Böse machen sich heftig diese schon mehrmals

inkarnirte Seele streitig. Gleich einem weiblichen Ahasverus hat sie einst Christus gelästert und ist dazu verdammt, immer wieder mit dem Brandmal der Sünde neugeboren zu werden. Vergeblich strebt sie nach Befreiung; immer fällt sie in die Schlingen des Fleisches zurück. Nur wer der Verführerin widerstehen würde, könnte sie vielleicht retten; aber ihrer Schönheit erliegen alle, alle verdammen sich mit ihr.

Klingsor hält sie in seiner Gewalt und weiß sie aus dem lethargischen Schlafe aufzuwecken, in den er, wann es ihm gefällt, sie versenkt.

„Ha! ha!“ ruft sie mit schneidendem Lachen, „bist Du etwa keusch?“

„Was fragst Du da, verfluchtes Weib?“ heult Klingsor voller Wuth. „O grausame Qual! so lachte auch der Satan über mich, als ich einst nach der Heiligkeit rang. Grausame Qual! Folter der ungebändigten Begierde, höllischer Brand der tyrannischsten Triebe, die ich zu Todesschweigen zu zwingen verstanden habe. Lacht er jetzt über mich und höhnt er mich aus Deinem Munde, Teufelsbraut? Hüte Dich! die Verachtung und den Hohn hat schon Jemand gebüßt. Der, der mich ehemals von sich stieß, der Stolze starb in seiner Heiligkeit, dessen Geschlecht ist heute in meiner Gewalt und der Hüter des Allerheiligsten muß unerlöst dahinschmachten, und bald, denke ich, werde ich selbst den Graal hüten! ha! ha! Amfortas, der Held gefiel Dir, den ich Dir zur Freude gesellt habe!“

„O welcher Jammer!“ stöhnt Kundry, „auch er schwach wie alle, alle durch meinen Fluch mit mir verfallen. — O! ewiger Schlaf, einzige Wohlthat, wie kann ich dich erreichen?“

„Ha! Derjenige, der Dir widerstehen würde, könnte Dich erlösen; versuch es mit dem sich nähernden Kinde.“

Kundry kämpft schon schwächer.

„Er ist schön, der Jüngling!“ ruft Klingsor, der von der Höhe des Thurmes nach außen sieht, „jetzt kommt er zum Schloß herauf, — Heda! Wächter! Ritter! Herolde! auf! der Feind naht. — Ha! wie die selbstsüchtigen Pinsel die Mauer vertheidigen, um die anmuthigen Verführerinnen zu beschützen! Vortrefflich! Muth! Muth! ha! ha! der da hat keine Furcht, hat



er doch seine Lanze dem Helden Ferris entwendet. Er schwingt sie unerschrocken gegen das Heer der Kämpfer. Wie wenig dient ihnen ihr Eifer, diesen Tölpeln: dem Einen zerschmettert der Knabe den Arm, dem Andern den Schenkel. Ha! ha! sie weichen zurück, sie fliehen, jeder trägt eine Wunde davon! Wie freueichmich! könnte sich doch so das ganze Geschlecht der Ritter unter sich erwürgen! Ha! Du kindlicher Sproß! was auch Weissagung Dir wies, bist Du nun doch, noch zu jung und thöricht, in meine Gewalt gegeben; — ist erst Deine Unschuld befleckt dann gehörst Du mir."

Kundry, wie gegen ihren Willen von krampfhaftem Lachen befallen, ist verschwunden.

Nach und nach versinkt der Thurm und an seiner Stelle sieht man einen wunderbaren, mit tropischer Vegetation gefüllten Garten, hinter dem die Terassen und Säulenhallen eines arabischen Palastes von prächtigster Bauart sichtbar werden.

Verblüfft vor Ueberraschung geht Parsifal inmitten dieser Pracht vorwärts; um ihn drängen sich reizende, lebenden Blumen gleichende, junge Mädchen, die Anfangs erschreckt, aber alsbald wieder beruhigt, sein Erstaunen auf's Aeußerste bringen durch die Grazie und Anmuth, die sie, um ihm zu gefallen, entfalten.

„Wenn Du uns hold bist, so halte Dich nicht entfernt," sagen sie, „und wenn Du uns nicht schelten willst, werden wir Dich belohnen. Wir spielen nicht um Gold, nur die Liebe ist der Einsatz. Wenn Du darauf sinnst, uns zu trösten, wirst Du ihn sicher gewinnen.

„Komm! komm! süßer Knabe, lasse mich für Dich blühen. Dich wonnig zu trösten, dahin zielt meine liebende Schmeichelei."

„Wie köstlich Ihr duftet," sagt Parsifal mit friedlicher Heiterkeit, „seid Ihr denn Blumen?"

„Schmuck dieses Gartens, duftende Geister, pflückt uns im Frühling der Meister! Wir wachsen hier im Sommer und an der Sonne und blühen freudig für Dich! Sei uns nun hold und Freund. Wenn Du uns nicht lieben willst, so verwelken wir und sterben."

„An Deinen Busen nimm mich!"

„Laß mich die Stirn Dir kühlen!"

„Laß mich den Mund Dir küssen!"

„Nein, mich . . . ich bin die Schönste!“

„Nein, ich! ich dufte süßer!“

Aber Parsifal stößt sie lachend zurück.

„Anmuthiges und wildes Blumengedränge, wenn Ihr wollt, daß ich Eure Spiele theile, so macht den zu engen Kreis weiter.“

„Warum schiltst Du?“

„Weil Ihr Euch streitet.“

„Deinethalben streiten wir uns!“

„Du vertheidigst Dich?“

„Du wagst es nicht?“

„Du läßt die Blumen dem Schmetterling huldigen?“

„Laßt mich, Ihr fangt mich nicht,“ ruft der Jüngling und will fliehen.

Aber nun erscheint Kundry in einer halbgeöffneten Laube. Auf einem Blumenbett wollüstig ausgestreckt, ist sie von überirdischer Schönheit und geschmückt auf die seltsamste, die herrlichste Art, in orientalischer Weise.

„Parsifal! bleibe!“ ruft sie.

Beim Klang dieser Stimme entfernen sich die erschreckten jungen Mädchen mit Bedauern, indem sie dem schönen Jüngling verliebte Blicke zuwerfen.

„Leb' wohl Du Herrlicher! Du Stolzer! Du Thor!“

Und sie verschwinden mit leisem Lachen.

„Parsifal! . . .“ murmelt der Jüngling erstaunt; „im Traume hat mich meine Mutter einmal so genannt.“

Mit der Majestät einer Göttin und einer Sanftmuth, mit ergreifender Trauer spricht ihm nun die Verführerin von seiner Mutter, die er verließ und die nach langem Leiden endlich aus Verzweiflung starb.

„Meine Mutter! meine Mutter! ich konnte sie vergessen!“ ruft Parsifal. „Ach! ach! wessen hätte ich mich je erinnert? Nur eine dumpfe Thorheit lebt in mir!“

Und von Schmerz überwältigt, sinkt er zu Kundry's Füßen hin.

„Bekenntniß und Reue werden die Schuld tilgen,“ sagt sie, sich über ihn neigend, „das Wissen wandelt die Thorheit in Vernunft. Lerne die Liebe kennen, die Gamuret umschloß, als die Leidenschaft Herzeleiden's ihn entflammte. Die Liebe, die Dir

Gestalt und Dasein gab und vor der selbst der Tod und die Thorheit zurückweichen müssen, giebt Dir heute als letzten Gruß des mütterlichen Segens — ihren ersten Kuß.

Und mit ihrem berückendsten Lächeln neigt sich die Verführerin über den Jüngling und drückt einen langen Kuß auf seine Lippen.

Bei der brennenden Berührung dieser Lippen steht Parsifal lebhaft, wie verklärt, auf; die Nebel, die seinen Geist umhüllten, zerreißen plötzlich; von allem, was er gesehen hat, versteht er jetzt den Sinn: er fühlt in seinem eignen Herzen die verzehrende Gluth entstehen, die in dem Amfortas' brennt.

„Die Wunde! die Wunde!“ ruft er, „sie brennt in meinem Herzen. O Klage! schreckliche Klage! aus tiefstem Innern schreit sie zu mir. Hier, hier im Herzen ist der Brand, der glühende Wunsch, die schreckliche, ungezügelte Begierde, die alle meine Sinne ergreift und sie unterjocht! O Liebesqual! wie das ganze Wesen bebt und zittert vor sündiger Begierde!“

Und er sieht Amfortas vor dem Graal wieder; er versteht nun die Schrecken des Frevels, die Folter des Sünders.

„Herrlicher Held! fliehe das Trugbild, sei hold dem Nahen der Huldin,“ sagt die Versucherin voll leidenschaftlicher Bewunderung.

Stets zu ihren Füßen knieend, betrachtet er sie unausgesetzt, derweil sie für ihn alle Reize ihrer Schönheit glänzen läßt.

„Ja,“ sagt er, „diese Stimme! auch zu ihm sprach sie so, und dieser Blick, der ihm verliebt zulächelte, ich erkenne ihn wieder! Ja, auch diese Lippe sah er so beben, so senkte sie den Kopf und erhob ihn stolz wieder. So flatterten ihre seidenen Locken, so umfing sie ihn und strich ihm sachte die Wange. Allen Qualen des Schmerzes verbunden, raubte ein Kuß ihm das Heil seiner Seele. Ha! dieser Kuß!“

Lebhaft steht er auf und stößt Kundry heftig von sich.

„Zurück, Verführerin!“ ruft er, „bleibe ewig ferne von mir!“

Er kennt jetzt die hohe Mission, zu der er berufen ist: er muß, gleich wie Amfortas, allen Wonnen der sündhaften Lockungen trotzen, alles leiden, was jener gelitten hat; aber er muß da widerstehen, wo er schwach gewesen, triumphiren, wo der Andre unterlegen ist; um diesen Preis wird er ihn erlösen.

Vergebens entfesselt Kundry, in dem Fieber einer heftigen Leidenschaft, alle Lockungen der Hölle gegen ihn, vergebens bemüht sie sich, ihn zu erweichen.

„Ach! Grausamer! wenn Du in Deinem Herzen nur die Schmerzen Andrer empfindest, so fühle denn auch die meinigen. Wenn Du der Erlöser bist, warum verbindest Du Dich dann nicht zu meinem Heile mit mir: seit Ewigkeit harre ich Deiner ... Ach! Kenntest Du den Fluch, der durch Schlaf und Wachen, durch Tod und Leben mich endlos zu neuem Schmerz verdammt! Ich sah Ihn, Ihn! und ich lachte. Sein Blick traf mich. Seitdem suche ich von Welt zu Welt diesen Blick, nochmals will ich ihm begegnen; in tiefster Verzweiflung glaube ich ihn zu sehen, fühle ich ihn auf mir ruhen!“

„Alsdann erfaßt mich das verfluchte Lachen wieder. Ein Sünder fällt in meine Arme und ich lache, lache: ich kann nicht weinen, nur schreien kann ich, aufbrausen, mich verirren in die Nacht des stets wiederkehrenden Wahnsinns, aus der mich selbst die Reue nur flüchtig aufweckt. Ihn, den ich in dem Todeskampf so heiß ersehnt habe, Ihn, den ich in Dir wiedererkenne; laß mich an seinem Herzen weinen, mich nur eine Stunde eins mit Dir sein, und obgleich von Gott und der Welt verworfen, durch Dich losgekauft und erlöst sein!“

„Für alle Ewigkeit würdest Du verdammt sein, wenn ich während einer Stunde meine Sendung in der Umschlingung Deiner Arme vergäße .....“

„Mein Kuß machte Dich hellsehend, der vollständige Genuß meiner Liebe würde Dir Göttlichkeit verleihen. Erlöse die Welt, wenn dies Deine Mission ist und wenn diese Stunde Dich zum Gott gemacht hat, so lasse mich für sie verdammt sein!“

„Auch Dich, Sünderin, werde ich erlösen; zeige mir nur den Weg, den ich verloren habe, den Weg, der zu Amfortas führt!“

„Nie! nie wirst Du ihn finden!“ ruft vor Wuth aufgebracht Kundry. „Irre! Täuschung! Illusion! versperrt ihm den Weg, verschlingt die Pfade, damit der Weg, den er sucht, sich nie seinen Schritten darbiete, verflucht sei jeder Weg, der ihn von mir entfernt ...! Irre! Irre! Dir weihe ich ihn, sei sein Führer!“



Auf die Rufe Kundry's eilen die jungen Mädchen aus dem Palaste heraus. Klingsor, mit der heiligen Lanze bewaffnet, stürzt sich auf Parsifal, aber der göttliche Stahl kann den rein Gebliebenen nicht erreichen, er bleibt wunderbarerweise über ihm schweben. Der junge Held bemächtigt sich der Waffe und zeichnet die Gestalt des Kreuzes damit in die Luft.

Bei diesem Zeichen stürzt das Zauberschloß zusammen und verschwindet, der Garten vertrocknet, die jungen Mädchen neigen sich gleich welkenden Blumen und sinken hin, man sieht nur noch eine öde Wüste und in der Ferne die bläulichen Umrisse und die schneebedeckten Gipfel der Berge.

Die Trümmer durchschreitend entfernt sich Parsifal und ruft der Sünderin noch ein letztes Hoffnungswort zu.

Dritter Akt.

Der dritte Akt führt uns in das Reich des Graals zurück. Das Gehölz prangt im Frühlingsschmuck; alles steht in Blüthe; das zarte Grün der Wiese ist von Maßliebchen durchsäet; die Quelle bahnt sich einen Weg durch die Maiblumenbüschel. Es ist der allerheiligste Tag, der Tag, an dem die Menschheit erlöst wurde: der Charfreitag.

Aus einer einfachen zwischen den Blumen versteckten Hütte tritt Gurnemanz, der jetzt vollständig gealtert ist. Er hat ein Stöhnen gehört, eine Klage, deren schmerzvoller Ton ihm nicht unbekannt ist.

Er nähert sich dem Gebüsch und hebt eine anscheinend todte Frau auf. Er hat sich nicht getäuscht. Es ist die seltsame Heidin, die er schon wiederholt aus diesem starren, todesähnlichen Schlaf geweckt hat. Kundry ist es; jetzt erwacht sie und läßt einen langen Blick umherirren, der nichts wildes mehr an sich hat.

„Dienen, Dienen,“ murmelt sie.

Und sie entfernt sich nach der Seite der Hütte, um den niedrigsten Arbeiten vorzustehen.

Ueberrascht sieht Gurnemanz ihrem Treiben zu; aber seine Aufmerksamkeit wird bald durch einen Unbekannten abgelenkt, der

zögernd und nachdenkend in der ruhigen Frische des Waldes näher kommt. Er ist mit schwarzer Rüstung bekleidet; sein Helm ist geschlossen und er hält seine Waffe gesenkt. Langsam nähert er sich jetzt und setzt sich bei der Quelle nieder.

„Heil Dir! mein Gast," sagt Gurnemanz; „weißt Du denn nicht, welcher Tag heute ist? Rasch, lege Deine Waffen ab; kränke nicht den Erlöser, der aller Vertheidigung bar, heute sein göttliches Blut darbot, um die Welt loszukaufen."

Der finstere Ritter gehorcht; er legt Helm und Rüstung ab. Nun erkennt Gurnemanz Parsifal, den jungen Thoren, den er einst zürnend fortschickte. Mit tiefer Bewegung glaubt er auch die göttliche, dem Heiligthum seit langer Zeit geraubte Lanze, zu erkennen.

Parsifal, der ruhig um sich blickt, erkennt Gurnemanz und reicht ihm die Hand.

„Ich freue mich, Dich wiedergefunden zu haben," sagt er.

„Was! Du kennst mich noch? Du erkennst den, den Kummer und Verzweiflung so tief gebeugt haben? Woher kommst Du heute? aus welchem Orte?"

„Auf den Pfaden der Irre und des Leides bin ich lange gewandelt", sagt Parsifal. „Soll ich mich jetzt befreit glauben, da ich wiederum das Flüstern dieses Waldes höre und da ich Dich, guter Greis, wieder begrüße? Oder muß ich noch weiter irren?"

„Sage mir, zu wem Dich der Weg führen sollte, den Du suchst."

„Zu ihm, dessen Klage ich einst in thörichter Ueberraschung hörte, zu ihm, für dessen Heil ich mich heute erwählt glauben kann. Aber ach! ein wilder Fluch verdammt mich dazu, niemals den Weg des Heils zu finden. Wenn ich glaube, denselben gefunden zu haben, treiben mich unzählige Beschwerden und Kämpfe vom Wege. Dann mußte ich verzweifeln, die göttliche Waffe unverletzt zu erhalten. Um sie zu bewahren, sie zu vertheidigen, ließ ich mich von allen Waffen verwunden, denn ich durfte mich ihrer in dem Kampfe nicht bedienen. Unverletzt hütete ich sie an meiner Seite, sie, die ich zurückbringe, sie, die hier strahlt, glänzend und erhaben: Die heilige Lanze des Graal!"

„O Gnade! Höchstes Heil! Heiliges und erhabenes Wunder!" ruft der Greis mit Begeisterung; „wenn es ein Fluch war, der Dich vom rechten Pfade trieb, so glaube, Herr, er ist von Dir

gewichen, denn Du bist in dem Gebiet des Graals, seine Ritterschaft erwartet Dich! Ach! sie bedarf sehr des Heils, das Du bringst! Die Trauer und die Todesangst stiegen seit dem Tage, den Du hier verbrachtest, bis zur Verzweiflung. Empört über seine Wunde, begehrte Amfortas in wilder Hartnäckigkeit den Tod; weder die Bitten noch der Schmerz seiner Ritter konnten ihn bewegen, sein heiliges Amt zu erfüllen. Seit langer Zeit bleibt der Graal in dem Schrein verschlossen und sein zerknirschter Hüter, der, wenn er ihn betrachtete, nicht sterben würde, hofft so sein Ende zu beschleunigen und mit seinem Leben sein Leiden zu endigen. Die heilige Speise wird uns verweigert; auch unsere heldenhafte Kraft erlahmt; nie mehr gelangt eine Botschaft, noch ein Aufruf aus der Ferne zu heiligen Kämpfen zu uns. Des Muthes und des Führers beraubt, irrt die Ritterschaft bleich und elend umher. In diesem Winkel des Waldes lebe ich einsam und erwarte ruhig den Tod, welchem mein alter Waffenherr, Titurel, schon erlegen ist, denn da den frommen Helden der Anblick des Graals nicht mehr labte, starb er — ein Mensch wie alle."

„Und ich, ich habe all' dieses Leid verursacht!" ruft Parsifal in plötzlichem Schmerzesausbruch. „Ach! welche Sündenschuld, welche Menge Uebelthaten müssen seit Ewigkeit her auf diesem thörichten Haupte lasten, da ich, zur Erlösung berufen, vor mir den letzten Weg des Heils verschwinden sehe, nachdem ich unaufhörlich umhergeirrt bin!"

Ohnmächtig sinkt er auf eine Anhöhe des Rasens. Gurnemanz stützt ihn und bemüht sich, mit Hülfe Kundry's, ihn wieder zu Kräften zu bringen.

Gleich einem neuen Jordan wird die klare Quelle seine Stirn erfrischen und die Sünde tilgen; sie wird von seinen müden Füßen den Staub der langen Irrfahrten wischen. Gleichwie Magdalena leert die leidenschaftlich bereuende Kundry den Inhalt eines Fläschchens über seine Füße und trocknet sie mit ihren aufgelösten Haaren; und Gurnemanz, der nun begreift, daß der Tag des Heils endlich erschienen ist, und daß der Graal einen neuen König hat, gießt das heilige Oel auf das Haupt Parsifal's.

„Also segne ich Dich und salbe Dich zum König, Du reines Wesen, leidender Märtyrer, hellsehender Erlöser! Da Du

alle Schmerzen Desjenigen erduldetest, den Du befreist, so entziehe seiner Stirn noch die letzte Bürde: die Königswürde."

Die erste Handlung des neuen Königs ist, das Taufwasser auf die Stirn der knieenden und in Thränen aufgelösten Sünderin zu gießen.

„Deine Thränen sind ein wohlthuender Thau geworden," sagt er zu ihr mit göttlicher Milde. — „Siehe, die Wiese lacht!" Und er küßt sie auf die Stirn.

Der traurige Klang der Glocken in der Ferne zeigt die Todtenfeier Titurel's an. Die Gegend verwandelt sich wie im ersten Akte fortwährend: bald sieht man in dem Gängen lange Reihen von Rittern in Trauergewändern, die dem Sarge Titurel's folgen, endlich erscheint der Tempel wieder und die den Graal tragenden Ritter und die Sänfte, auf der Amfortas ruht, treffen mit dem Leichenzug zusammen.

„Wen birgt der Sarg," fragen sie, „den ihr so trauernd tragt? während wir den Schrein, der den Graal enthält, geleiten?"

„In diesem Sarge ruht der fromme Held, dem Gott selbst sich offenbarte. Wir tragen Titurel."

„Was hat ihn betroffen, ihn, den Gott selbst beschützte?"

„Als er den Graal nicht mehr sah, drückte ihn die mörderische Last des Alters zu Grunde."

„Wer hinderte ihn, des Anblicks des Graal's und seiner Segnungen zu genießen?"

„Der sündige Wächter, den ihr begleitet."

„Heute begleiten wir ihn noch, denn er will zum letzten Mal sein Priesteramt verwalten."

„Wehe! Wehe! Zum letzten Male sei an die Pflichten Deines Amtes erinnert!"

„Ja, Wehe!" ruft er; „wehe mir! Mein Vater! hochgesegneter Held, zu dem ehedem die Engel sich neigten; ich wollte sterben und Dich tödtete ich. Oh Du! der jetzt in göttlichem Glanze den Erlöser selbst schaust, bitte ihn, daß er mir endlich den Tod gewähre! Sterben! Sterben! Einzige Gnade! Mögen die schreckliche Wunde und das Gift aufhören zu sein! Möge das gequälte Herz erkalten! Ich flehe Dich an, mein Vater, rufe ihm zu: Erlöser, schenke meinem Sohne den Frieden!"



„Enthüllt das Heiligthum," rufen die Ritter, sich bestürzt um Amfortas drängend, „erfülle Dein Priesteramt; Dein Vater befiehlt es Dir! Du mußt es thun! Du mußt es thun!"

Aber der Elende stürzt in wahnsinniger Verzweiflung, seine Kleider zerreißend, mitten unter sie.

„Nein! nein! Nie mehr! Ach! Schon fühle ich den Schatten des Todes über mir und ich sollte noch einmal zum Leben zurückkehren? Thoren! wer von Euch könnte mich zwingen zu leben, da Ihr mir nur den Tod geben könnt? Da bin ich! Hier meine klaffende Wunde! Das Gift! Mein Blut, hier fließt es! Die Waffen heraus! Taucht Eure Schwerter tief hinein, bis an's Heft! Auf, Helden! Vernichtet auf denselben Schlag den Sünder und seine Qual; und der Graal wird wohl alsdann für Euch von selbst erstrahlen!"

Alle sind voller Schrecken zurückgewichen.

Feierlich nähert sich Parsifal, streckt den göttlichen Speer aus und berührt mit dessen Spitze die Seite Amfortas'.

„Nur eine Waffe ist heilsam," sagt er, „nur die Lanze, die die Wunde schlug, kann sie wieder schließen. Sei geheilt, gesühnt und gerettet. Ich segne Dein Leiden, das überirdische Stärke dem Mitgefühl verlieh, und die Macht der reinsten Weisheit dem ängstlichen Thoren. — Ich bringe Euch die heilige Lanze zurück!"

Und während Amfortas und Gurnemanz niederknieen, um ihm zu huldigen und die endlich erlöste Kundry zu seinen Füßen stirbt, geht Parsifal langsam auf den Altar zu und erhebt zum ersten Male über die entzückten Ritter den erglänzenden Graal.

„Wunder des göttlichen Heils! Erlösung dem Erlöser!" singen in der Höhe der Kuppel himmlisch scheinende Stimmen.



